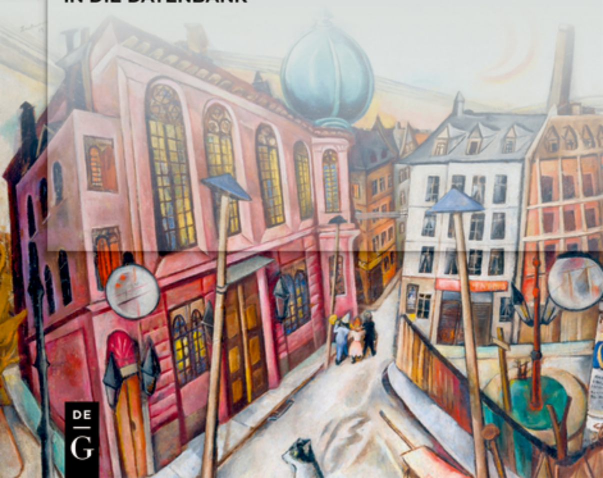
DE GRUYTER
OLDENBOURG

Dieter Burdorf (Hrsg.)

ARCHIV BIBLIOGRAPHIA JUDAICA – DEUTSCHSPRACHIGES JUDENTUM ONLINE

HISTORISCHE KONTEXTE UND EINFÜHRUNG IN DIE DATENBANK



DE G

Archiv Bibliographia Judaica – Deutschsprachiges Judentum Online

Archiv Bibliographia Judaica – Deutschsprachiges Judentum Online

Historische Kontexte und Einführung in die Datenbank

Herausgegeben von
Dieter Burdorf



ISBN 978-3-11-078487-9
e-ISBN (PDF) 978-3-11-078530-2
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-078537-1
DOI https://doi.org/10.1515/9783110785302



Library of Congress Control Number: 2022942169

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

Einbandabbildung: Max Beckmann, Die Synagoge in Frankfurt am Main, 1919. Mit freundlicher Genehmigung des Städelmuseums, Frankfurt am Main.
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Inhalt

Vorwort —— 1

Dieter Burdorf
Deutschsprachiges Judentum Online
Zur Einführung in die Datenbank „Archiv Bibliographia Judaica“ —— **5**

Julia Brauch
Suchstrategien und Perspektiven für das „Archiv Bibliographia Judaica“
Vom Karteikasten-Archiv zur Datenbank – Implikationen und Chancen für die Recherche —— **31**

Tilmann Gempp-Friedrich
Zur Geschichte des Archivs Bibliographia Judaica —— 41

Karin Schlootz
Erinnerungen an Renate Heuer (1928–2014) —— 53

Jan Kühne und Anna Rosa Schlechter
„Anthologia Judaica“
Zur hebräischen Vorgeschichte der „Bibliographia Judaica“ in Leben und Werk von Elazar Benyoëtz —— **59**

Annette Wolf
„Bibliographia Judaica“ und Erinnerungskultur
Zu einem Dissens im Briefwechsel zwischen Renate Heuer und Käte Hamburger —— **77**

Arndt Engelhardt
Kulturelle Zugehörigkeit und biologistischer Ausschluss
Probleme eines biographischen Zugriffs auf die jüdische Moderne —— **87**

Nicolas Berg
Die Böhmisierung Goethes und andere literarische Kontrapunkte
Johannes Urzidil und Hermann Kesten im New Yorker Exil —— **97**

Personenregister —— 129

Vorwort

Seit den 1960er Jahren sammelte die Germanistin Renate Heuer (1928–2014), in der Anfangsphase in Zusammenarbeit mit dem israelischen Dichter Elazar Benyoëtz, Daten und Materialien zu jüdischen Persönlichkeiten im deutschen Sprachraum aus der Zeit von etwa 1750 bis 1950. In den 1970er Jahren gründete sie mit privaten Mitteln in Frankfurt am Main eine zunächst außeruniversitäre, dann locker an die Goethe-Universität angebundene Forschungsinstitution, die nach einiger Zeit den Namen ‚Archiv Bibliographia Judaica' erhielt und im Laufe der Jahre zahlreiche trotz meist prekärer Anstellungsverhältnisse äußerst engagierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beschäftigte. Die immense archivarische Arbeit wurde vor allem durch Zettelkästen systematisiert. Als erstes größeres Ergebnis dieser jahrelangen Tätigkeit wurde in den Jahren 1982 bis 1996 ein vierbändiges „Verzeichnis jüdischer Autoren deutscher Sprache" unter dem Titel „Bibliographia Judaica" publiziert. Das zwischen 1992 und 2013 in 21 Bänden erschienene und damit abgeschlossene „Lexikon deutsch-jüdischer Autoren", das detaillierte biographische und bibliographische Angaben zu etwa 1.300 Personen enthält, bildet die Krönung von Renate Heuers Lebenswerk. Und doch ist das imposante Nachschlagewerk nur die Spitze von dessen Eisberg: Insgesamt sammelte das Archiv im Verlauf der Jahrzehnte Daten und Dokumente zu weit über 20.000 jüdischen Persönlichkeiten deutscher Sprache. Dieses Material digital aufzubereiten und der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen war ein Plan, den Renate Heuer in ihren letzten Lebensjahren so energisch verfolgte wie viele ihrer oft groß angelegten Forschungsprojekte. Verwirklichen konnte sie ihn zu ihren Lebzeiten nicht mehr.

Doch gelang es ihr, die Lektorin Julia Brauch vom Verlag Walter De Gruyter sowie den Leipziger Literaturwissenschaftler Dieter Burdorf für das Projekt zu gewinnen. Gemeinsam und in Kooperation mit dem Archiv Bibliographia Judaica, nun vor allem vertreten durch Karin Schlootz, übernahmen wir nach Renate Heuers Tod die Aufgabe, aus den Materialien des Frankfurter Archivs die Datenbank „Archiv Bibliographia Judaica – Deutschsprachiges Judentum Online" zu entwickeln. Gefördert wurde das Projekt dankenswerterweise von der De Gruyter Stiftung. Nach mehrjähriger intensiver Arbeit erfolgte am 30. September 2021 der Launch der Datenbank in einer ersten Fassung, die seither kontinuierlich erweitert und optimiert wird.

Von Beginn an wurde die Datenbank durch eine Reihe von biographischen, institutionsgeschichtlichen und wissenschaftlichen Begleittexten ergänzt, die auf der Website des Projekts frei zugänglich verfügbar waren. Der große Erfolg der Datenbank, die innerhalb weniger Monate von vielen wissenschaftlichen Biblio-

 https://doi.org/10.1515/9783110785302-001

theken im deutschen Sprachraum und auch darüber hinaus angeschafft wurde, ermöglichte es, dass diese Begleittexte nun, um etliche weitere ergänzt, zu dem vorliegenden, ebenfalls open access, aber auch als Print on Demand verfügbaren Sammelband zusammengefügt werden konnten.

Der Band führt einerseits in die Arbeit mit der Datenbank ein; andererseits stellt er die Entstehungsgeschichte des Archivs und der Datenbank in ihren zeit- und wissenschaftsgeschichtlichen Kontexten dar. So sind viele der Aufsätze auch unabhängig von der Datenbank als Beiträge zu aktuellen Debatten über jüdische Erinnerungs- und Wissenskulturen lesbar.

Die Einführung von *Dieter Burdorf* (Leipzig) steckt die Kontexte des Projekts ab und versucht besonders, das Archiv Bibliographia Judaica und seine Publikationen gegenüber der von Dan Diner initiierten und herausgegebenen „Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur“ (2011–2017) zu konturieren. Der praxisorientierte Beitrag von *Julia Brauch* (München) zeigt konkrete Recherchemöglichkeiten und Suchstrategien für die Benutzung der Datenbank auf.

Tilmann Gempp-Friedrich (Frankfurt am Main) gibt einen Überblick über die Geschichte des Archivs Bibliographia Judaica seit den 1960er Jahren. *Karin Schlootz* (Offenbach am Main) als eine jahrelange enge Mitarbeiterin Renate Heuers stellt in ihrem Erinnerungstext die Persönlichkeit der Archivleiterin eindringlich dar.

Zwei weitere Beiträge zeigen Renate Heuer und die Spezifika ihres Ansatzes in ihren Arbeitskontexten: *Jan Kühne* und *Anna Rosa Schlechter* (beide Jerusalem) beleuchten die bislang noch weitgehend unbekannte Vorgeschichte des Archivs in den frühen Projekten von Elazar Benyoëtz mit Hilfe von Materialien aus dessen Vorlass in der Jerusalemer Nationalbibliothek. *Annette Wolf* (Leipzig) arbeitet anhand des kurzen, im Marbacher Deutschen Literaturarchiv aufbewahrten Briefwechsels zwischen Renate Heuer und der Literaturwissenschaftlerin Käte Hamburger aus den 1970er Jahren den Dissens zwischen beiden in Bezug auf die Frage heraus, welche Persönlichkeiten als ‚jüdisch‘ einzuschätzen und daher in die Datensammlung des Archivs Bibliographia Judaica aufzunehmen seien.

Grundsätzlich werden die Ordnungssysteme des Archivs zwischen den Kategorien ‚kulturelle Zugehörigkeit‘ und ‚biologistischer Ausschluss‘ im Beitrag von *Arndt Engelhardt* (Jerusalem) thematisiert, wissensgeschichtlich verortet und problematisiert. In seiner Fallstudie zu den beiden jüdischen Gelehrten und Goetheforschern Johannes Urzidil und Hermann Kesten zeigt *Nicolas Berg* (Leipzig) exemplarisch Nutzbarkeit und Grenzen der Archiveinträge auf.

Der vorliegende Sammelband ist als Beginn einer öffentlichen Diskussion über die Datenbank „Archiv Bibliographia Judaica – Deutschsprachiges Judentum

Online“ zu verstehen. Spätere Erweiterungen und Modifikationen, die einen neuen Stand der Debatte wiedergeben, sind denkbar.

Eine Datenbank als ein für alle Mal abgeschlossen zu betrachten macht keinen Sinn. Das gilt erst recht für einen Bestand wie den hier präsentierten und diskutierten. Die Datenbank „Archiv Bibliographia Judaica – Deutschsprachiges Judentum Online“ wird auch in Zukunft ein Schritt für Schritt verbessertes Work in Progress bleiben. Einerseits ist sie ein wissenschaftshistorisches Dokument, das Ergebnis einer immensen Recherche- und Erschließungsleistung der 1960er bis 2010er Jahre, das auch in der digitalen Präsentation als solches erkennbar bleiben soll. Andererseits gebietet es das wissenschaftliche Ethos der heute für die Datenbank Verantwortlichen, offensichtliche Versehen, etwa bei den Lebensdaten, zu korrigieren. Die zum Teil recht eigenwillig gewählten Berufsbezeichnungen bleiben zwar erhalten, werden im Zuge der laufenden Verbesserungen der Datenbank als Suchkategorie jedoch durch neutralere Bezeichnungen von Tätigkeitsbereichen ersetzt.

Auf einem transdisziplinären Workshop, der im Oktober 2021 in den Räumen des Verlages in Berlin stattfand, wurden zu solchen und ähnlichen Fragen wichtige Grundlagen erarbeitet. Ferner wurden Perspektiven für die künftige Fortführung der Datenbank einerseits und für an sie anschließende Forschungsprojekte andererseits diskutiert. Ein wichtiges Untersuchungsfeld bildeten dabei Forschungen zu jüdischen Akademikerinnen in den verschiedensten Tätigkeitsfeldern – ein Projekt, das Renate Heuer in den letzten Jahren ihres Wirkens selbst bereits intensiv vorbereitet hatte.

Einigkeit bestand unter den in Berlin versammelten Expertinnen und Experten darüber, dass es keine sinnvolle Erweiterung wäre, den Erhebungszeitraum der hier dokumentierten Erschließungsarbeit nachträglich zu erweitern und deutschsprachige jüdische Persönlichkeiten, deren Lebens- und Wirkungszeit vor allem in die letzten sieben Jahrzehnte (also nach dem Einschnitt ‚um 1950‘) fällt, aufzunehmen, da es sich dabei um einen ganz neuen Themenbereich handelt, für den das Verhältnis der deutschsprachigen Länder zu Israel einen wichtigen Bezugspunkt bildet.

Ohne die lebenslange entsagungsvolle Arbeit von Renate Heuer hätte die Datenbank „Archiv Bibliographia Judaica“ und hätte damit auch dieser Sammelband niemals veröffentlicht werden können. Ihrem Wirken wird mit beiden Publikationen im besten Sinne ein ‚Denkmal‘ gesetzt. Eine kaum zu überschauende Zahl von Mitarbeitenden hat Renate Heuer über die Jahrzehnte bei ihren Vorhaben unterstützt. Stellvertretend für diese Gruppe sei Karin Schlootz und Tilmann Gempp-Friedrich, die diesen Band mit ihren Beiträgen bereichert haben, besonders gedankt.

Nicolas Berg und Arndt Engelhardt haben zu diesem Band nicht nur wichtige wissenschaftsgeschichtliche Beiträge beigesteuert, sondern mich auch konzeptionell und mit wertvollen Hinweisen bei meiner Herausgebertätigkeit unterstützt. Auch ihnen gilt mein herzlicher Dank. Ferner danke ich sehr Jan Kühne, Anna Rosa Schlechter und Annette Wolf, die recht kurzfristig und äußerst zuverlässig ihre höchst spannenden Aufsätze beigesteuert haben, in denen das Bild von Renate Heuer im durchaus auch kontroversen Zusammenwirken mit anderen Gelehrten weiter an Kontur gewinnt.

Angeregt, vorangetrieben und im Lektorat bestens betreut hat das Projekt der Digitalisierung der Bestände des Archivs Bibliographia Judaica und dieser Datenbank Julia Brauch vom De Gruyter Verlag, die auch die Anregung dazu gab, aus den zunächst eher beiläufig geplanten Begleittexten diesen kompakten Sammelband zu machen. Für die gemeinsame Organisation des Workshops danken wir Anna-Dorothea Ludewig (Potsdam) und Irmela von der Lühe (Berlin).

Die höchst professionelle technische Betreuung der Datenbank lag in den Händen des Teams von Bettina de Keijzer. Ihnen allen danke ich ebenso herzlich.

Dieter Burdorf
Leipzig, 31. August 2022

Dieter Burdorf

Deutschsprachiges Judentum Online

Zur Einführung in die Datenbank „Archiv Bibliographia Judaica“

Die Datenbank „Archiv Bibliographia Judaica – Deutschsprachiges Judentum Online“ ist die umfassendste Sammlung bio-bibliographischer Informationen zu jüdischen Persönlichkeiten im deutschen Sprachraum aus der Zeit zwischen 1750 und 1950. Es sind möglichst viele der Personen jüdischer Zugehörigkeit erfasst, deren Leben und Wirken sich in eigenen schriftlichen Dokumenten erhalten hat; dabei beträgt der Anteil von Frauen etwa 25 %. Die Datenbank überführt die unter der Leitung von Renate Heuer in jahrzehntelanger Sammel- und Recherchetätigkeit im Frankfurter Archiv Bibliographia Judaica zusammengetragenen Informationen in ein komfortabel verwendbares digitales Medium. Sie stellt damit einen immensen Wissensbestand zur jüdischen Kulturgeschichte in innovativer Weise der Forschung zur Verfügung und lädt zu neuen Lektüren und Entdeckungen ein.

In dieser Einführung wird zunächst (1.) danach gefragt, mit welchem Ziel Wissen über menschliches Leben der Vergangenheit überhaupt gesammelt und in Bibliotheken, Archiven, Enzyklopädien und Bibliographien präsentiert wird. Weiterhin wird (2.) skizziert, in welchen jüdischen Projekten seit dem 19. Jahrhundert solche umfassenden Sammlungsprojekte verfolgt wurden, und (3.), inwiefern auch diese Projekte noch vor dem Zivilisationsbruch im 20. Jahrhundert von Abbruch und Fragmentierung gekennzeichnet waren. Erläutert werden ferner (4.) ein weiter Begriff von ‚deutsch-jüdischer Literatur‘ und die zentrale Bedeutung des Zeitraums 1750 bis 1950 für das Wirken jüdischer Persönlichkeiten in den deutschsprachigen Kulturen. Die Tätigkeit des Archivs Bibliographia Judaica, das in den 1960er Jahren in West-Berlin gegründet wurde und seit den frühen 1970er Jahren mit der Goethe-Universität in Frankfurt am Main verbunden ist, wird (5.) kurz umrissen; dabei wird gezeigt, dass das daraus hervorgegangene „Lexikon deutsch-jüdischer Autoren“ und die hier vorgelegte umfassendere bio-bibliographische Sammlung als ein komplementäres Projekt zu der von Dan Diner vorgelegten, begriffs- und problemgeschichtlich konzipierten „Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur“ angesehen werden können. Schließlich werden (6.) die Materialität der Sammlung des Archivs und ihre Transformation ins digitale Medium vorgestellt und (7.) Möglichkeiten der Nutzung dieser Datenbank aufgezeigt.

 https://doi.org/10.1515/9783110785302-002

1 Das Streben nach vollständiger Sammlung des Wissens

Es soll nichts verlorengehen. Was Menschen einmal gedacht und gesprochen haben, soll aufgezeichnet werden durch schriftliche Fixierung oder eine Dokumentation der Stimme. Was einmal festgehalten wurde, soll für andere, anderswo oder später Lebende überliefert und lesbar gemacht werden, etwa durch Abschrift, Druck, Sammlung, Edition und Übersetzung.[1] Diese Impulse sind die wichtigsten Antriebe der menschlichen Kulturentwicklung. Das Ziel ist es, das Ganze der von Menschen entwickelten kulturellen Vielfalt auf Dauer zu bewahren, in einer umfassenden Bibliothek, einem vollständigen Archiv, einer das gesamte Wissen umspannenden Enzyklopädie.[2] Mit dem Beginn der Neuzeit gehen die alles umfassenden Weltbilder des antiken und mittelalterlichen Kosmos verloren und mit ihnen die Selbstverständlichkeit und vermeintliche Ewigkeit sowie die Ordnungs- und Deutungsmacht des überlieferten Wissens. Der Philosoph Georg Lukács konstatiert als Folge dieses „Anderswerden[s] der transzendentalen Orientierungspunkte" einen Zustand der „transzendentalen Obdachlosigkeit".[3]

---

1 Wie immer pragmatisch unterscheidet Goethe hier: „Was man mündlich ausspricht muß der Gegenwart dem Augenblick gewidmet seyn, was man schreibt widme man der Ferne der Folge." Johann Wolfgang Goethe: Sprüche in Prosa. Sämtliche Maximen und Reflexionen. Hg. v. Harald Fricke (Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche. Hg. v. Friedmar Apel u. a. Bd. I.13). Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag 1993, S. 79, Nr. *1.535. Schon die allgemeine Hermeneutik Friedrich Schleiermachers macht dagegen keinen kategorialen Unterschied mehr zwischen komplexen, fremdsprachlichen Bibeltexten und Alltagsgesprächen über das Wetter als Gegenständen des Verstehens. Im Zeitalter der digitalen Medien enthält nunmehr jeder gelebte Augenblick das Potential seiner sei es auch defizitären audiovisuellen Aufzeichnung und universellen Verbreitung.

2 Vgl. grundsätzlich Aleida Assmann: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München: Beck 1999, bes. S. 343–407.

3 Georg Lukács: Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik. Berlin: Paul Cassirer 1920, S. 22–24. – Die von Lukács geprägte Wendung wurde unter den Vertretern der Kritischen Theorie schon sehr früh zu einer Formel, mit der man auch die eigene Rolle als kritische Intellektuelle im 20. Jahrhundert charakterisierte: „Er bezeichnete sich in einem gewissen Sinn als obdachlos", schreibt etwa Leo Löwenthal über den Freund Siegfried Kracauer und belegt das mit einer Hochzeitskarte, die Kracauer und Theodor Wiesengrund Adorno im Oktober 1923 an ihn und seine erste Frau geschrieben und die sie mit der satirischen Absenderangabe „Allgemeines Hauptquartier des Wohlfahrtsbüros für transzendental Heimatlose" unterzeichnet hatten. Leo Löwenthal: Wenn ich an Friedel denke … [engl. 1991]. In: Leo Löwenthal, Siegfried Kracauer: In steter Freundschaft. Briefwechsel. Hg. v. Peter-Erwin Jansen, Christian Schmidt. Springe: zu Klampen 2003, S. 268–282, hier S. 276.

Neuzeitliche Bibliotheken als Sammlungen möglichst aller relevanten Bücher, Bibliographien als Verzeichnisse sogar aller jemals erschienenen Bücher zu einem Wissensgebiet oder einer ganzen Sprachkultur und damit als ideale Bibliotheken, schließlich Enzyklopädien als Zusammenstellung alles Wissbaren in einem einzigen, oft vielbändigen Werk[4] – diese Erzeugnisse gewaltiger Anstrengungen einer meist größeren Gruppe gelehrter und gelehrsamer Menschen, zuweilen aus mehreren Generationen, haben zum Ziel, ein neues, verlässliches Reservoir des Wissens zu schaffen in einer Zeit der „transzendentalen Obdachlosigkeit".[5]

Doch dieses Ziel ist stets vom Scheitern bedroht. Bibliotheken, die einen hohen Grad an Vollständigkeit, gemessen an ihrem Sammlungsziel, erreicht haben, können völlig unerwartet etwa einer Brandkatastrophe zum Opfer fallen.[6] Die anspruchsvollsten und ausführlichsten Enzyklopädien werden oft nicht oder erst nach überlanger Herstellungszeit abgeschlossen. So wurde die umfangreichste deutschsprachige Enzyklopädie des 19. Jahrhunderts, diejenige von Ersch und Gruber, nach mehr als siebzig Jahren und mit 167 erschienenen Bänden abgebrochen.[7] Und wohl kaum eine neuzeitliche Bibliographie erreicht ihr Ziel vollständiger Verzeichnung aller zu einem Wissens- und Kulturbereich überlie-

4 So formuliert der protestantische Theologe Johann Valentin Andreae bereits 1615 in seiner „Confessio fraternitatis" die „Vorstellung des *einen* Buches als enzyklopädisches Ideal (in Abgrenzung zu den vielen Büchern)" (Dirk Werle: Eine überflüssige Bibliothek? Das Buch und die Bücher in Johann Valentin Andreaes *Christianopolis*. In: Frank Grunert, Friedrich Vollhardt [Hg.]: Historia literaria. Neuordnungen des Wissens im 17. und 18. Jahrhundert. Berlin: Akademie Verlag 2007, S. 193 – 211, hier S. 203 Anm. 24): „Wehre es nicht ein köstlich Ding, daß du also lesen kündtest in einem Buch, daß du zugleich alles, was in allen Büchern/, die jemals gewesen, noch seyn oder kommen und außgehen werden, zu finden gewesen, noch gefunden wird und jemals mag gefunden werden, lesen, verstehen und behalten möchtest?" Zitiert nach: ebd.

5 Vgl. Richard van Dülmen, Sina Rauschenbach (Hg.): Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft. Köln u. a.: Böhlau 2004; Ulrich Johannes Schneider (Hg.): Seine Welt wissen. Enzyklopädien in der Frühen Neuzeit (Ausstellungskatalog Universitätsbibliothek Leipzig, Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2006; Andreas B. Kilcher: *mathesis* und *poiesis*. Die Enzyklopädik der Literatur 1600 – 2000. München: Fink 2003.

6 Vgl. Claudia Kleinbub u. a. (Hg.): „Es nimmt der Augenblick, was Jahre geben". Vom Wiederaufbau der Büchersammlung der Herzogin Anna Amalia Bibliothek. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2007; generell zum Thema der Fragilität kultureller Ordnungen vgl. Dieter Burdorf: Zerbrechlichkeit. Über Fragmente in der Literatur. Göttingen: Wallstein 2020.

7 Vgl. Johann Samuel Ersch, Johann Gottfried Gruber (Hg.): Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet. Leipzig: Gleditsch, später Brockhaus 1818 – 1889. Erschienen sind nur die Sektionen A–G, H–Ligatur und O–Phyxios. Online verfügbar unter: https://gdz.sub.uni-goettingen.de/id/PPN345284054 [18.08.2022].

ferten Schriftzeugnisse und Druckerzeugnisse lückenlos. Der argentinische Dichter und Bibliothekar Jorge Luis Borges hat die Aporien der angestrebten Ganzheit des gesammelten Wissens 1941 in seiner parabolisch-phantastischen Erzählung „La biblioteca de Babel“ auf Grusel erregende Weise ausbuchstabiert: Die vollkommene Bibliothek müsste identisch werden mit dem Universum; sie wäre ein niemals fassliches Labyrinth.[8] Eher pragmatisch hat der Historiker Karl Schlögel diesen Gedanken mit Bezug auf die Enzyklopädie formuliert:

> Es gibt kaum eine strenger geordnete Welt als die der Enzyklopädie. Dafür sorgt das Alphabet und wir halten uns auf unserer Suche nach Wissen an diese gleichsam unerschütterliche Ordnung. Doch in Wahrheit ist der Griff zur Enzyklopädie, zum Lexikon, zum Nachschlagewerk ein Schritt über die Schwelle der geordneten Welt. Es tut sich ein Raum auf, der Wege in die verschiedensten Richtungen eröffnet, vor allem ganz unerwartete. Denn wer mit der Fülle des Wissens konfrontiert wird, merkt sogleich, wie unendlich beschränkt das eigene Wissen ist. Die Welt des Wissens: ein Universum, ein Kosmos, je weiter man sich vorantastet.[9]

2 Jüdische Enzyklopädien und Bibliographien

Die Frage nach dem Kanon, der Zusammenstellung der für die jüdische Glaubensgemeinschaft relevanten Bücher der hebräischen Bibel, stellt sich schon seit der Antike; eine ebenso zentrale Bedeutung für das Judentum haben jedoch die mündliche Offenbarung und der Kommentar in der Tora.[10] Für die im 19. Jahrhundert vor allem im deutschen Sprachraum entwickelte Wissenschaft des Judentums war es eine grundlegende Aufgabe, die im Laufe von zweieinhalb Jahrtausenden entstandenen und überlieferten jüdischen Schriftzeugnisse in den Medien der Bibliographie und der Enzyklopädie zu sammeln und zu sichern. Das entsprach einerseits dem positivistischen Geist der Wissenschaften dieser Zeit, andererseits aber auch dem dringenden Bestreben, Versäumtes nachzuholen,

---

8 Vgl. Susanne Zepp: Jorge Luis Borges und die Skepsis. Stuttgart: Franz Steiner 2003, S. 27–39.
9 Karl Schlögel: Enzyklopädie und Lemmata. Über Bauformen historischer Erzählung. In: Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften 20 (2018), S. 87–90, hier S. 87. Online verfügbar unter: http://repo.saw-leipzig.de/pubman/item/escidoc:51084/component/escidoc:51082/denkstroeme-heft20_87-90_schloegel.pdf [18.08.2022].
10 Vgl. Hanna Liss: Tanach. In: Dan Diner (Hg.): Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur. Bd. 6. Stuttgart, Weimar: Metzler 2015, S. 24–31; Rahel Adelman: Kommentar. In: Dan Diner (Hg.): Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur. Bd. 3. Stuttgart, Weimar: Metzler 2012, S. 394–402; Andreas Kilcher, Liliane Weissberg (Hg.): Nachträglich, grundlegend. Der Kommentar als Denkform der jüdischen Moderne von Hermann Cohen bis Jacques Derrida. Göttingen: Wallstein 2018.

Gefährdetes durch Medientransfer nachhaltig zu dokumentieren sowie die Wissenschaft des Judentums als eine mindestens gleichrangige Disziplin innerhalb der philologisch-historischen Wissenschaften zu etablieren.[11] Das Streben nach Vollständigkeit dieser Unternehmungen setzte sich im 20. Jahrhundert fort; dabei kam es jedoch ebenso wie auf dem Gebiet der allgemeinen Enzyklopädien auch hier immer wieder zum Abbruch von Großprojekten, so bei der in Berlin ab 1928 erscheinenden deutschsprachigen „Encyclopaedia Judaica", die nach dem 1934 publizierten zehnten, bis zum Lemma „Lyra" reichenden Band aufgrund der für die jüdischen Gelehrten bedrohlich gewordenen politischen Lage in Deutschland nicht fortgeführt werden konnte.[12] Das hier versammelte Wissen ging jedoch in die gleichnamige englischsprachige Enzyklopädie ein, die zunächst in den 1970er Jahren in Jerusalem erschien und noch 2007 eine aktualisierte Neuauflage erfuhr[13]:

> Die jüdischen Enzyklopädien der Moderne standen in einem engen intertextuellen Verhältnis zueinander. Durch die Übernahme von Artikeln entwickelte sich ein enzyklopädischer Textraum, der gleich einem Palimpsest die Transformationen jüdischen Wissens jener Zeit abbildete. Dabei war man weniger bestrebt innovativ zu sein, als einer Traditionsbildung zu folgen, die sich anhand der Entwicklungsstufen der Texte nachvollziehen lässt.[14]

Engelhardt bündelt dieses Ineinandergreifen der Texte und ihrer Kommentare in der prägnanten Formel: „Enzyklopädien wurden zu den säkularen Bibeln der modernen jüdischen Kultur."[15]

Nicht jeder Beiträger, der an diesen eindrucksvollen Zeugnissen einer kollektiven, über den einzelnen Beitrag wie über das einzelne Werk hinausreichenden Autorschaft beteiligt war, teilte dieses eher frühneuzeitlich-gelehrte und kumulative Autorschaftsverständnis der Herausgeber. So versah der jüdische Literaturkritiker Walter Benjamin den mit seinen Initialen und denen der Band-

---

11 Vgl. Rachel Heuberger: Bibliographie. In: Dan Diner (Hg.): Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur. Bd. 1. Stuttgart, Weimar: Metzler 2011, S. 318–322; Arndt Engelhardt: Enzyklopädien. In: Dan Diner (Hg.): Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur. Bd. 2. Stuttgart, Weimar: Metzler 2012, S. 248–254; Christian Wiese: Wissenschaft des Judentums. In: Diner, Enzyklopädie, Bd. 6 (wie Anm. 10), S. 427–435.

12 Zu diesem Großprojekt der deutsch-jüdischen Wissenschaftsgeschichte vgl. Arndt Engelhardt: The „Encyclopaedia Judaica" (1928–1934). A Cultural Arsenal of Knowledge at an Existential Junction. In: Jahrbuch des Simon-Dubnow-Instituts/Simon Dubnow Institute Yearbook 9 (2010), S. 427–457; ders.: Arsenale jüdischen Wissens. Zur Entstehungsgeschichte der „Encyclopaedia Judaica". Göttingen, Bristol/Conn.: Vandenhoeck & Ruprecht 2014.

13 Vgl. Engelhardt, Enzyklopädien (wie Anm. 11), S. 251–254.

14 Ebd., S. 253.

15 Ebd.

bearbeiter gezeichneten Artikel „Juden in der deutschen Kultur“ in seinem Handexemplar des Bandes 5 der „Encyclopaedia Judaica“ (1930) mit der handschriftlichen Marginalie: „Stark gekürzter, von allem Wesentlichen gereinigter Abdruck Encyclopaedia Judaica Bd V – An verschiedenen Stellen ist der Text von mir weder geschrieben noch korrigiert.“[16] Die Herausgeber von Benjamins „Gesammelten Schriften“ nahmen das zum Anlass, den Text nicht in die Abteilung „Enzyklopädieartikel“ ihrer Ausgabe aufzunehmen, sondern „die denaturierte Fassung“ als Faksimile in den Anhang des Bandes „Essays, Aufsätze, Vorträge“ zu verbannen.[17] Bei Benjamin tritt also die polemische Marginalie an die Stelle des von Engelhardt postulierten idealen ‚Palimpsests‘, bei seinen Herausgebern folgt daraus die Verbannung des zum „denaturierte[n]“ Kuriosum deklarierten Faksimiles in den Anhang, also in einen Raum außerhalb des autorisierten Werks.

3 Aporien der Vollständigkeit – Moritz Steinschneider als Beispiel

Der wohl gründlichste und konsequenteste Vertreter einer nach Vollständigkeit strebenden Enzyklopädik und Bibliographik in der Wissenschaft des Judentums ist Moritz Steinschneider (1816 – 1907), den Gershom Scholem zu den „bedeutendsten Gelehrten“ zählt, „die das jüdische Volk je hervorgebracht hat“.[18] Dabei entwickelte er einen wahrhaft umfassenden Blick auf das Ganze der von jüdischen Autoren überlieferten Literatur: „Steinschneider war der erste moderne Gelehrte, der auf die von Juden geschaffene Literatur in nicht-hebräischen Sprachen aufmerksam machte, indem er thematische Bibliographien des jüdisch-

16 Walter Benjamin: Juden in der deutschen Kultur. In: ders.: Gesammelte Schriften. Hg. v. Rolf Tiedemann, Hermann Schweppenhäuser. Bd. II.2. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1977, S. 807 – 813, hier S. 807.

17 Rolf Tiedemann, Hermann Schweppenhäuser: Anmerkungen der Herausgeber. In: Walter Benjamin: Gesammelte Schriften. Hg. v. dens. Bd. II.3. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1977, S. 1520 f., hier S. 1520.

18 Gershom Scholem: Wissenschaft vom Judentum einst und jetzt [1960]. In: Michael Brenner u. a. (Hg.): Jüdische Geschichte lesen. Texte der jüdischen Geschichtsschreibung im 19. und 20. Jahrhundert. München: Beck 2003, S. 363 – 372, hier S. 365. In seiner Autobiographie nennt Scholem Steinschneider „den größten hebräischen Bibliographen und Handschriftenkenner[] des vorigen Jahrhunderts“. Gershom Scholem: Von Berlin nach Jerusalem. Jugenderinnerungen [1977]. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2016, S. 156. – Vgl. auch den grundlegenden Aufsatz von Arndt Engelhardt: Moritz Steinschneider's Notion of Encyclopedias. In: Reimund Leicht, Gad Freudenthal (Hg.): Studies on Steinschneider. Moritz Steinschneider and the Emergence of the Science of Judaism in Nineteenth-Century Germany. Leiden: Brill 2012, S. 109 – 135.

arabischen, jüdisch-deutschen, jüdisch-italienischen und jüdisch-spanischen Schrifttums veröffentlichte.“[19]

Seinen 1850 publizierten, 115 Druckseiten umfassenden Beitrag über „Jüdische Literatur“ in der „Allgemeine[n] Encyklopädie der Wissenschaften und Künste“ von Ersch und Gruber eröffnet Steinschneider mit einer sehr weit gefassten Definition:

> Die Literatur der Juden im weitesten Sinne begreift eigentlich Alles, was Juden von den ältesten Zeiten an bis auf die Gegenwart, ohne Rücksicht auf Inhalt, Sprache und Vaterland, geschrieben haben. Sie umfaßt demnach die hebräischen, chaldäischen und griechischen Schriften der Bibel und der Apokryphen, die neuhebräische (nachbiblische hebräische) Literatur durch zwei Jahrtausende, aber auch die Schriften der Juden in den Sprachen der alten Welt, welche in verschiedenen Perioden das Hebräische ersetzten oder gar verdrängten.[20]

Steinschneider gliedert seine Darstellung mediengeschichtlich konsequent nach den Kategorien ‚Tradition‘ (mündliche Überlieferung), ‚Schrift‘ (im Sinne von Handschrift) und ‚Druck‘.[21] Die mit Moses Mendelssohn einsetzende Periode „teutscher Wissenschaft“, die „fast noch unbearbeitet“ sei, nennt er „im Allgemeinen eine des Verfalls“, aus dem die noch nicht wissenschaftlich aufzuarbeitende gegenwärtige Periode (des mittleren 19. Jahrhunderts) hervorgegangen sei.[22]

Bemerkenswert sind die Gründe, die Steinschneider dafür anführt, dass der jüdischen Literatur eine besondere Bedeutung zukomme:

> Und wir dürfen behaupten – ohne Vorliebe und Überschätzung – die jüdische Literatur verdient selbständige Forschung, ebenso gut als irgend eine, schon um ihrer eigenthümlichen Fortbildung willen innerhalb einer zerstreuten Nation, von deren literarischer Schöpfungs- und Erhaltungsthätigkeit mit gleichem Rechte zu behaupten ist, daß sie *ungeachtet* und *vermöge* des lastenden materiellen Druckes in einem einzig dastehenden Übermaß sich entfaltet. Von der Redaction der Mischna (im Anfange des 3. Jahrh.) bis auf unsere Tage hat sich unter allen Formen der Vernichtung: Wanderzüge, Plünderungen, Verbote, Verbrennungen und dergleichen – fast ohne alle öffentliche, officielle Unterstützung, eine staunenswürdige Schriftenmasse erhalten, was kaum durch die von der Bibel auf alles Schriftliche und Alte übertragene Pietät erklärlich wird [...].[23]

19 Heuberger, Bibliographie (wie Anm. 11), S. 321.

20 Moritz Steinschneider: Jüdische Literatur. In: Johann Samuel Ersch, Johann Gottfried Gruber (Hg.): Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet. Bd. II.27. Leipzig: Brockhaus 1850, S. 357–471, hier S. 357. Online verfügbar unter: https://gdz.sub.uni-goettingen.de/id/PPN362303401 [18.08.2022].

21 Vgl. ebd., S. 467.

22 Ebd., S. 358.

23 Ebd., S. 467 f. Hervorhebungen im Orig.

Gerade die seit vielen Jahrhunderten anhaltende Situation der Diaspora habe also eine große und dauerhafte literarische Produktivität (wiederum im weitesten Sinne verstanden) hervorgebracht. Die verschiedensten „Formen der Vernichtung", denen die jüdische Überlieferung fast permanent ausgesetzt war, hätten es nicht vermocht, die „staunenswerte Schriftenmasse" dieser kulturellen Tradition irreversibel zu zerstören. In einer Fußnote versteckt erläutert Steinschneider, warum jüdische Literaturgeschichte wesentlich eine Geschichte der Texte, nicht eine der Autoren zu sein habe: „Ebenso reducirt die Abgeschlossenheit und Einförmigkeit des äußern Lebens das biographische Element der jüdischen Literaturgeschichte."[24] Das Zurückgezogene und Ereignisarme der meisten Lebensläufe jüdischer Autoren, so lässt sich extrapolieren, ist zum einen ein Charakteristikum der Gelehrtenexistenz, das auch die *poetae docti* anderer Religionen und Kulturen auszeichnet; zum anderen ist es die Folge eines gesetzestreuen jüdischen Lebens, das durch die religiösen Vorschriften und kalendarischen Abläufe streng vorgegeben und engmaschig strukturiert ist. Zum dritten schließlich (und eng mit den erstgenannten beiden Aspekten zusammenhängend) ist es auch eine Konsequenz des Lebens in der Diaspora, welches ein stark nach außen wirkendes öffentliches Leben sehr erschwert.

Steinschneider fasst seine weit ausgreifende Darstellung, die als detaillierter Prospekt einer noch zu entwickelnden neuen Wissenschaft konzipiert ist, in einem energischen Appell zur Unterstützung dieser bislang noch nicht hinreichend etablierten und institutionalisierten Wissenschaft zusammen: „Mit einem Worte: der *jüdischen Literatur fehlt jede Anerkennung, jedes Institut* nach *allen* Seiten hin, und doch verlangt man bereits von vielen Seiten die reifen Früchte, von deren Saat man nichts wissen will."[25] Dieser hohe Anspruch, verbunden mit forschungspraktischen Problemen bei seiner Realisierung, bleibt ein wichtiger Maßstab für die Entwicklung der jüdischen Studien, nicht nur im deutschen Sprachraum; er wird uns auch bei dem hier vorzustellenden Projekt des Archivs Bibliographia Judaica begegnen.

Das Wirken Steinschneiders selbst ist ebenfalls nicht allein durch strahlendes Gelingen, sondern auch durch herbe Misserfolge gekennzeichnet – einmal ganz davon abgesehen, dass ihm als jüdischem Gelehrten eine seinen wissenschaftlichen Leistungen angemessene Professorenlaufbahn an preußischen Universitäten verstellt war.[26] So blieb Steinschneiders gemeinsam mit seinem Freund und Kollegen David Cassel (1818 – 1893) entwickeltes Projekt einer „Allgemeinen Real-

24 Ebd., S. 468 Anm. 4.
25 Ebd., S. 471. Hervorhebungen im Orig.
26 Vgl. Heuberger, Bibliographie (wie Anm. 11), S. 320.

Enzyklopädie des Judentums“ im Konzeptionsstadium stecken.[27] Steinschneiders Perfektionismus war daran nicht ganz unschuldig, jedenfalls in der Sicht seines Freundes Cassel. Im Briefwechsel mit Steinschneider beruft sich Cassel sogar auf die von beiden verehrte ältere Koryphäe Leopold Zunz (1794–1886), den Begründer der Wissenschaft des Judentums: „Er [Zunz] ist sehr dagegen, daß du so sehr in das spezielle eingehen willst; es wird ein Gelehrtenbuch werden, aber keine [...] Real-Encyklopädie“.[28] In einem etwas früheren Brief formuliert Cassel seine Kritik noch grundsätzlicher und ohne Bezug auf die fachliche Autorität Zunz: „Du musst mir auch die Bemerkung erlauben, dass du dir die Sache zu schwer machst, weil du leisten willst, was eine Bibl[iographia] Hebr[aica] zu leisten hat. Ich sehe kein Unglück darin, wenn ein Name ausbleibt; wir haben es im Plane [zu der jüdischen Enzyklopädie] selbst gesagt, dass bei den vorhandenen Mitteln Lücken bleiben müssen.“[29] Auch dieses Problem, dass keine Zusammenstellung überlieferten Wissens das Ideal der Vollständigkeit je ganz erreichen kann und dass die Literaturangaben in einem Enzyklopädie-Artikel (selbst wenn sie so ausführlich sind wie in Steinschneiders schließlich im Ersch/Gruber veröffentlichten Artikel „Jüdische Literatur“) niemals eine umfassende und detaillierte Bibliographie ersetzen können, wird die Enzyklopädik und Bibliographik bis zu dem monumentalen Projekt des Archivs Bibliographia Judaica (selbst die latinisierende Bezeichnung könnte von Cassel und Steinschneider entlehnt sein) weiter begleiten.

Die Einsicht in dieses Grundproblem formulierte um 1900 der alte Steinschneider nach siebzig Jahren bibliographischer und enzyklopädischer Arbeit seinem Schüler Gotthold Weil gegenüber in elegischer Lakonie: „Er sagte, indem er mit einer unnachahmlichen Geste auf seine Bibliothek wies: ‚Wir haben nur noch die Aufgabe, den Überresten des Judentums ein ehrenvolles Begräbnis zu bereiten.‘“[30] So jedenfalls erzählt die Anekdote Gershom Scholem in seinem Aufsatz „Wissenschaft vom Judentum einst und jetzt“ von 1960. Dabei spitzt er die von Weil selbst in seinem Nachruf auf Steinschneider eher sachlich überlieferte Gesprächsszene[31] rhetorisch und atmosphärisch so zu, dass sich der Eindruck einstellt, als spreche hier der alte Doktor Faust in seinem nächtlichen Studier-

27 Vgl. Engelhardt, Steinschneider’s Notion (wie Anm. 18), S. 120–125.
28 Cassel: Brief an Steinschneider vom 16. Mai 1844; zit. nach: ebd., S. 128 Anm. 71. Zusatz in Klammern von mir.
29 Cassel: Brief an Steinschneider vom 10. Mai 1844; zit. nach: ebd. Die ersten beiden Klammerzusätze von Engelhardt, der dritte von mir.
30 Scholem, Wissenschaft vom Judentum (wie Anm. 18), S. 366.
31 Vgl. Gotthold Weil: Moritz Steinschneider. In: Jüdische Rundschau 12, Nr. 6 vom 8. Februar 1907, S. 53–55, hier S. 54.

zimmer zum gänzlich unerfahrenen Famulus Wagner.[32] Mit dieser Dämonisierung des verehrten Vorbildes Steinschneider bringt der Kabbalaforscher Scholem, der sich zugleich als Nachfolger und als Kritiker der deutschsprachigen Wissenschaft des Judentums versteht, seinen eigenen, durchaus nicht eindeutigen Standpunkt zum Ausdruck.[33]

4 Die Frage nach der ‚deutsch-jüdischen Literatur'

Relevante Literatur jüdischer Autorinnen und Autoren in deutscher (und nicht mehr allein in hebräischer oder jiddischer) Sprache entsteht seit etwa 1750; dieser Beginn ist verbunden mit der europäischen jüdischen Aufklärungsbewegung der Haskala[34]:

> Wenn es nämlich so etwas wie einen Anfang der deutsch-jüdischen Literatur im 18. Jahrhundert gibt, dann ist es eben diese Transgression der hebräischen Tradition bzw. die Öffnung des jüdischen Schreibens hin zur deutschen Sprache und zu einem säkularen und damit auch zu einem literarischen Schreiben.[35]

---

32 Vgl. auch die frühere Version in einem Text von 1944, in dem Scholem ganz auf die Erwähnung des Namens Weil verzichtet: Gershom Scholem: Überlegungen zur Wissenschaft vom Judentum (Vorwort für eine Jubiläumsrede, die nicht gehalten wird). In: ders.: Judaica 6. Die Wissenschaft vom Judentum. Hg. v. Peter Schäfer u. a. Frankfurt/M. 1997, S. 7–52, hier S. 29.

33 In dem Aufsatz von 1944 formuliert Scholem das so: „Wir traten als Rebellen an, als Nachfolger finden wir uns wieder." Ebd., S. 499 (Hervorhebung des Originals getilgt). Wenig später gibt er diesem Gedanken, sich selbst zitierend, eine weitere Wendung: „[...] ich bin *wirklich zerrieben* zwischen den zwei Möglichkeiten: das Joch ‚der Rebellen, die sich als Nachfolger entpuppten', auf mich zu nehmen oder mich dagegen aufzulehnen." Gershom Scholem: Brief an Shalom Spiegel vom 8. Mai 1945. In: ders.: Briefe. Bd. I. Hg. v. Itta Shedletzky, München 1994, l S. 296–299, hier S. 297 (Hervorhebung im Original).

34 Vgl. Christoph Schulte: Die jüdische Aufklärung. Philosophie, Religion, Geschichte. München 2002; Shmuel Feiner: Haskala – Jüdische Aufklärung: Geschichte einer kulturellen Revolution [hebr. 2002]. Hildesheim u. a.: Olms 2007; ders.: Haskala. In: Diner, Enzyklopädie, Bd. 2 (wie Anm. 11), S. 544–554; ders.: Moses Mendelssohn. Ein jüdischer Denker in der Zeit der Aufklärung [hebr. 2005]. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009; Gerhard Lauer: Die Rückseite der Haskala. Geschichte einer kleinen Aufklärung. Göttingen: Wallstein 2008; Anika Reichwald: Haskala – die frühe jüdische Aufklärung. In: Hans Otto Horch (Hg.): Handbuch der deutsch-jüdischen Literatur. Berlin, Boston: De Gruyter 2016, S. 45–59. Das Buch ist auch online verfügbar unter: https://www.degruyter.com/document/doi/10.1515/9783110282566-005/html [18. 08. 2022].

35 Andreas B. Kilcher: Einleitung. In: ders. (Hg.): Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur. Jüdische Autorinnen und Autoren deutscher Sprache von der Aufklärung bis zur Gegenwart [2000]. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, S. V–XX, hier S. XVI. – Vgl. ferner Stephan Braese: Eine euro-

Dan Diner spricht griffig von der „Chiffre 1750“ als Markierung für „den Übergang von der Vormoderne in die Moderne“.[36] Dabei handele es sich zunächst „um die von den spätabsolutistischen Regimes Kontinentaleuropas angestoßenen Maßnahmen der ‚Verbesserung‘ der Juden, ihrer Verwandlung in ‚nützliche‘ Untertanen“, sodann aber weitergehend um „die von der Französischen Revolution herbeigeführten einschneidenden Veränderungen mittels der deklarierten universellen Menschen- und Bürgerrechte“, durch welche die Juden „ultimativ wie absolut zu gleichen Teilnehmern und Teilhabern am Gemeinwesen werden“ sollten. Mit diesem Übergang setzt der Untersuchungszeitraum von Diners groß angelegter „Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur“ ein, die zwischen 2011 und 2017 in sieben Bänden erschien. Es handelt sich damit um die nach heutigem Stand aktuellste Enzyklopädie des Judentums, die auch abgeschlossen wurde.[37]

Andreas B. Kilcher hat deutlich gemacht, dass die Ansetzung des Beginns der deutsch-jüdischen Literatur um 1750 allerdings nicht so missverstanden sollte, dass der Begriff bereits als Selbstbeschreibung der um diese Zeit schreibenden Autoren verwendet worden wäre. Vielmehr sei selbst der allgemeinere Begriff der ‚jüdischen Literatur‘ erst „im 19. Jahrhundert in der Folge der Aufklärung bzw. genauer im Kontext einer Herausbildung einer Philologie des Judentums zur Beschreibung einer umfassenderen, auch säkularen, wissenschaftlichen wie belletristischen Literatur entstanden.“[38] Und selbst für die Autoren der Wissenschaft des Judentums im 19. Jahrhundert spielt die von jüdischen Autoren in der eigenen Nationalsprache der Wissenschaftler, dem Deutschen, geschriebene Literatur noch immer eine nur marginale Rolle, wie ich am Beispiel Steinschneiders zeigen konnte:

päische Sprache. Deutsche Sprachkultur von Juden 1760 – 1930. Göttingen: Wallstein 2010; Irmela von der Lühe: Literatur. In: Christina von Braun, Micha Brumlik (Hg.): Handbuch Jüdische Studien. Köln u. a.: Böhlau 2018, S. 385 – 398.

36 Dan Diner: Einführung. In: ders., Enzyklopädie, Bd. 1 (wie Anm. 11), S. VII–XVIII, hier S. IX.

37 Die im Anschluss an die deutsche erscheinende englische Ausgabe ist mittlerweile bis zum vierten Band vorangeschritten: Dan Diner (Hg.): Encyclopedia of Jewish History and Culture. Leiden, Boston: Brill 2017 ff. In den ergänzenden Reihen „Archiv jüdischer Geschichte und Kultur“ und „Bibliothek jüdischer Geschichte und Kultur“ sind bis jetzt sechs bzw. zwei Bände erschienen. Mit der Trias ‚Enzyklopädie‘ – ‚Archiv‘ – ‚Bibliothek‘ markiert Diner ein weiteres Mal seinen umfassenden Anspruch, alles relevante Wissen über das Judentum der Moderne zu versammeln. Die zweite und die dritte Säule des Projektes werden derzeit mit viel Energie vorangetrieben.

38 Andreas B. Kilcher: Die Wissenschaft des Judentums und die Frage der deutsch-jüdischen Literatur. In: Horch, Handbuch (wie Anm. 34), S. 70 – 82, hier S. 70. Auch online verfügbar unter: https://www.degruyter.com/document/doi/10.1515/9783110282566-007/html [18. 08. 2022].

> Die Ausdifferenzierung eines deutsch-jüdischen Literaturparadigmas ist in der Wissenschaft des Judentums also zwar im Gesamtzusammenhang der jüdischen Literatur angelegt, kaum aber als eigene Form entwickelt. Demgegenüber etablierte sich das deutsch-jüdische Literaturparadigma nachgerade als eine Reduktion dieses Globalprogramms erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts.[39]

Sehr spät erst bildete sich also dieser Literaturbegriff im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts heraus, in einer Zeit, als bereits der organisierte Antisemitismus das Konzept einer deutsch-jüdischen Literatur auf die denkbar rabiateste Weise delegitimierte, indem er Juden kategorisch aus dem Kanon der deutschen Nationalliteratur auszuschließen versuchte.[40] Vorbereitet wurde der Literaturbegriff, der die deutsche Sprache zur Grundlage hatte, im 19. Jahrhundert durch eine ‚Philologie des Judentums' als Kernbereich der ‚Wissenschaft des Judentums'.[41] Parallel verlief in dieser Zeit die (in der älteren Forschung ‚Assimilation' genannte) Akkulturation zahlreicher Jüdinnen und Juden an die bildungsbürgerliche deutsche Kultur, sehr häufig verbunden mit einer geradezu kultischen Verehrung der Weimarer Klassik. Unter den Vorläufern in der Literatur im engeren Sinne ragen im 19. Jahrhundert die beiden Pariser Exilanten und erbitterten Kontrahenten Heinrich Heine und Ludwig Börne heraus, nicht zuletzt aufgrund ihrer zwar zeittypischen, aber doch nachhaltigen Erweiterung des Literaturbegriffs um nichtfiktionale Textsorten. Die Jahrzehnte zwischen 1890 und 1933 markieren dann nicht nur einen Gipfelpunkt der Literatur in deutscher Sprache im Zuge der verschiedenen Strömungen der Moderne, sondern auch den Kairos der deutsch-jüdischen Literatur, deren Anteil an den wirkungsreichsten und den bis heute kanonisierten Autorinnen und Autoren der Zeit (von Arthur Schnitzler über Franz Kafka und Else Lasker-Schüler bis Kurt Tucholsky, um nur ganz wenige Namen zu nennen) außerordentlich hoch ist.[42]

Demgegenüber hatten jüdische Autorinnen und Autoren am ersten Höhepunkt der Literatur in deutscher Sprache, an der Literatur der Klassik und Romantik um 1800, einen geringeren Anteil, sieht man einmal von der wichtigen Vermittlungsfunktion der von jüdischen Frauen wie Dorothea Veit-Schlegel,

---

39 Ebd., S. 79.

40 Vgl. Rainer Brändle: Antisemitische Literaturhistorik: Adolf Bartels. In: Renate Heuer, Ralph Rainer Wuthenow (Hg.): Antisemitismus – Zionismus – Antizionismus 1850 – 1940, Frankfurt/M., New York: Campus 1997, S. 35 – 53.

41 Vgl. auch Stephan Braese, Daniel Weidner (Hg.): Meine Sprache ist Deutsch. Deutsche Sprachkultur von Juden und die Geisteswissenschaften 1870 – 1970. Berlin: Kulturverlag Kadmos 2015.

42 Vgl. Heinz Schlaffer: Die kurze Geschichte der deutschen Literatur. München, Wien: Hanser 2002, S. 137 – 141.

Henriette Herz und Rahel Varnhagen initiierten und geleiteten romantischen Salons ab.[43] Dennoch ist es gerade diese frühe Zeit der Debatten über den Ort der jüdischen innerhalb der deutschsprachigen Kultur, der Übersetzungen, der Literaturkritik und des Transfers von Motiven, Stoffen und sprachlichen Besonderheiten aus der Bibel in den deutschsprachigen Literaturdiskurs, in der für die spätere Entwicklung wichtige Voraussetzungen geschaffen wurden. In der literarischen Selbstverständigung, die jüdische Philosophen, Intellektuelle, Gelehrte und Schriftsteller seit Moses Mendelssohn untereinander und in einem dichten Austausch mit ihrer nichtjüdischen Umwelt führten, zeichnet sich ab, was Kathrin Wittler als Signum der Epoche herausstellte, nämlich eine „Affinität zur Literatur" im Selbstverständnis der deutschsprachigen Jüdinnen und Juden.[44]

Die nationalsozialistische Gewaltherrschaft beendete die Periode der deutsch-jüdischen Moderne durch Vertreibung und Vernichtung der jüdischen Bevölkerung zunächst in Deutschland, später in den von Deutschland besetzten Ländern Europas. Dan Diner wählt daher die Jahreszahl 1950 als zweites der „symbolische[n] Eckdaten einer die jüdische Existenzerfahrung in der Neuzeit umschließenden Epoche zwischen der beginnenden Emanzipation und den Ausläufern der Katastrophe":

> Die Chiffre 1950 verschränkt ereignisgeschichtliche Vorgänge, die vornehmlich von den Jahreszahlen 1933, 1939/41, 1945, 1948 und 1952 bezeichnet werden – die Zeit der sich etablierenden NS-Herrschaft, den Beginn und das Ende des Zweiten Weltkriegs, verbunden mit einer zunehmend in das Zentrum des Bewusstseins rückenden Wahrnehmung der alles verschlingenden Katastrophe, die Gründung des Staates Israel und das mit Deutschland geschlossene Luxemburger Abkommen zur materiellen Wiedergutmachung.[45]

Die Klammer zwischen den beiden Daten 1750 und 1950 bestehe in einer – so Diners exponierte These – negativen Teleologie:

---

43 Vgl. Renate Heuer: Jüdische Salons in Berlin: In: Archiv Bibliographia Judaica. Neues Jahrbuch 2 (2012), S. 9 – 24. Auch in dies.: Deutsch-jüdische Literatur-Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Aufsätze, Vorträge, Rezensionen. Eine Publikation des „Archivs Bibliographia Judaica". Hg. v. Ludger Joseph Heid. Berlin: Hentrich & Hentrich 2017, S. 63 – 78; Emily D. Bilski: Salon. In: Dan Diner (Hg.): Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur. Bd. 5. Stuttgart, Weimar: Metzler 2014, S. 301 – 306; Liliane Weissberg: Der jüdische Salon in Berlin (und Wien) um 1800. In: Horch, Handbuch (wie Anm. 34), S. 60 – 69. Der Text ist online verfügbar unter: https://www.degruyter.com/document/doi/10.1515/9783110282566-006/html [18. 08. 2022].

44 Kathrin Wittler: Morgenländischer Glanz. Eine deutsche jüdische Literaturgeschichte (1750 – 1850), Tübingen: Mohr Siebeck 2019, S. 5.

45 Diner, Einführung (wie Anm. 36), S. IX.

> Die Existenzerfahrung der Juden färbt die historische Rückschau auf die von der Mitte des 18. Jahrhunderts ausgehenden, im Verlauf des 19. und des 20. Jahrhunderts jeweils unterschiedlich beschädigten und letztendlich enttäuschten Emanzipationserwartungen notwendig teleologisch ein. Ebenso erfolgt kraft der Katastrophe eine (Rück-)Verwandlung von Juden, die sich im Zeichen der Moderne individualisiert hatten und staatsbürgerlich unterschiedlich weit in die jeweiligen nationalen Kulturen integriert waren, in ein nationsähnliches jüdisches Kollektiv.[46]

Diese negative Teleologie hat Diner zufolge zwingende Auswirkungen auf die Thematisierung der jüdischen Geschichte und Kultur in der „Enzyklopädie“: „Genau besehen steht die Darstellung der jüdischen Geschichte zwischen der Mitte des 18. Jahrhunderts und der Mitte des 20. Jahrhunderts im Bann des alles erschütternden Zivilisationsbruchs.“[47]

Zugleich kann Diner jedoch zeigen, dass dieser vielfache epochale Einschnitt in den Jahren vor und um 1950 nicht das Ende jüdischer Geschichte und Kultur bedeutet, sondern neben und nach der Katastrophe auch einen neuen Anfang, insbesondere durch die israelische Staatsgründung und den Beginn des deutsch-israelischen Verhältnisses, markiert. Mit dieser Zäsur und in ihrer Folge, stets im Zeichen der Schoah, beginnen ebenfalls neue Abschnitte der jüdischen Literatur, darunter auch einer Literatur von Jüdinnen und Juden in deutscher Sprache, ferner neue Disziplinen und Richtungen der Jüdischen Studien. So hat der Historiker, Haskala-Forscher und Mendelssohn-Biograph Shmuel Feiner sogar die These vertreten, dass Deutschland seit etwa 1990 an die Seite von Israel und den USA als eines von drei Zentren für die Jüdischen Studien getreten sei.[48] Feiner erinnert dabei an die Tradition der Wissenschaft des Judentums, mit der die Entfaltung der Forschung seit den 1990er Jahren immer in Verbindung stehe: „Wir alle heute, in Israel, Europa und Amerika, sind Söhne und Töchter jener sieben jungen Studenten und Gelehrten, unter denen Leopold Zunz, Eduard Gans und Isaak Markus Jost die bekanntesten sind“, und „wir alle stehen auf dem konzeptionellen Fundament, das sie vor fast zweihundert Jahren legten.“[49]

46 Ebd., S. X.
47 Ebd., S. XII.
48 Shmuel Feiner: Jüdische Studien heute – eine Perspektive aus Israel 2015. In: Andreas Lehnardt (Hg.): Judaistik im Wandel. Ein halbes Jahrhundert Forschung und Lehre über das Judentum in Deutschland. Berlin, Boston: De Gruyter 2017, S. 7–16, hier 7.
49 Ebd., S. 8 und 9.

5 Die Sammel- und Publikationstätigkeit des Archivs Bibliographia Judaica

Die Eckdaten 1750 und 1950 sind für die Arbeit des Mitte der 1960er Jahre in West-Berlin durch den Rabbiner und Aphoristiker Elazar Benyoëtz (geboren 1937)[50] und die promovierte Germanistin Renate Heuer (1928–2014)[51] gegründeten Archivs Bibliographia Judaica ebenfalls maßgeblich.[52] Benyoëtz kehrte 1968 nach Israel zurück. Die operative Verantwortung des Projekts übernahm Renate Heuer allein. Sie transponierte das wachsende Archiv bald darauf von Berlin nach Frankfurt am Main. In wechselnden institutionellen Konstellationen und mit der Unterstützung verschiedenster Stiftungen und privater Geldgeber leitete sie es viereinhalb Jahrzehnte lang bis zu ihrem Tod. Dabei arbeiteten die zahlreichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter unter zumeist prekären finanziellen und arbeitsrechtlichen Bedingungen, da eine dauerhafte Etablierung des Archivs als einer universitären oder außeruniversitären Forschungsinstitution mit einer gesicherten finanziellen Grundausstattung nicht gelang.

Dem gemeinsamen Untersuchungszeitraum zum Trotz gibt es einen elementaren Unterschied zwischen der von Dan Diner initiierten „Enzyklopädie" und den von Renate Heuer geleiteten Unternehmungen. Diner erklärt dezidiert: „Um der Komplexität und Vieldeutigkeit jüdischer Zugehörigkeit in der Moderne zu genügen, wird in der EJGK [...] auf explizite Personeneinträge verzichtet."[53] Diner will damit auch Personen mit „sich abschwächende[r] jüdische[r] Zugehörigkeit" berücksichtigen, die einem eher individuell ausgeprägten, sich vom jüdischen Kollektiv entfernenden Selbstverständnis zuneigen".[54] Er findet dazu einen indirekten Weg, der die konzeptionelle Entscheidung einlöst, das jeweils vorgestellte Werk und dessen Rezeptionswege und Nachgeschichte über sprichwörtlich gewordene Werktitel, Schlüsselbegriffe, zur Terminologie gewordene Fächernamen und Forschungsfelder, aber auch Erfindungen den jeweiligen Au-

---

50 Vgl. Christoph Grubitz: Benyoëtz, Elazar. In: Kilcher, Lexikon (wie Anm. 35), S. 58–61, hier S. 58 f.

51 Vgl. Ludger Joseph Heid: Renate Heuer – ein Leben für die deutsch-jüdische Literatur-Geschichte. In: Heuer, Literatur-Geschichte (wie Anm. 43), S. 11–43. – Zur Rolle Renate Heuers für das Archiv vgl. ferner den Beitrag von Karin Schlootz in diesem Band.

52 Zur Geschichte des Archivs vgl. den Beitrag von Tilmann Gempp-Friedrich in diesem Band; zur Vorgeschichte bei Elazar Benyoëtz vgl. den Beitrag von Jan Kühne und Anna Rosa Schlechter in diesem Band sowie dieselben: „A Self-Portrait in Books". Reflections on the Aphoristic Library of Elazar Benyoëtz. In: Naharaim 16 (2022), H. 1, S. 149–173.

53 Diner, Einführung (wie Anm. 36), S. XII.

54 Ebd.

toren und Autorinnen als Lemmata überzuordnen. Dies ist eine Entscheidung, die es notwendig macht, die Einträge, die auf wichtige Persönlichkeiten des Judentums und der modernen jüdischen Geschichte und Kultur fokussiert sind (z. B. den Artikel „Bibliographie", der zu etwa zwei Dritteln Leben und Werk Steinschneiders gewidmet ist), über den Registerband zu eruieren: „Lemmata, die auf vermittelte Weise Personen thematisieren, bedienen sich im Titel emblematischer Motive und Formeln", so Diner, „die für Werk und Wirkung der Person signifikant sind."[55] Zugespitzt formuliert geht es hier um eine Geschichtsschreibung anhand prägender Texte, die das historistisch-biographische Paradigma ‚Männer machen Geschichte' zurückdrängt und andere, neue Sichtweisen und Interpretationen vorschlägt.

Diners als alphabetisch gegliedertes Sachlexikon konzipierte „Enzyklopädie" enthält also *keine* Namenseinträge zu Personen; vielmehr werden die Würdigungen einzelner jüdischer Persönlichkeiten hinter ‚emblematischen' Lemmata verborgen, welche das Werk und die Wirkung der in die Allgemeinheit übergegangenen Wissensbestände charakterisieren oder symbolisieren. Demgegenüber zielen die Unternehmungen des von Renate Heuer geleiteten Archivs Bibliographia Judaica, von denen gleich genauer die Rede sein wird, *ausschließlich* auf Einträge zu jüdischen Persönlichkeiten, während Sachfragen stärker in den Hintergrund treten. Heuers älteres, auf die 1960er Jahre zurückgehendes und seit den 1980er Jahren an die Öffentlichkeit tretendes Projekt und Diners in den 2010er Jahren publizierte „Enzyklopädie" können also als komplementäre und sich dabei ideal ergänzende Unternehmungen gesehen werden. Ja, ich möchte so weit gehen, zu sagen, dass es sich bei diesen beiden Projekten um die anspruchsvollsten und wichtigsten Großprojekte der deutschsprachigen Jüdischen Studien der letzten Jahrzehnte handelt. Umso überraschender ist, wie selten in den Veröffentlichungen der beiden Seiten auf das jeweils andere Projekt Bezug genommen wird. Es ist auch ein Ziel der vorliegenden Publikation, diese Situation zu verändern, indem mit Nicolas Berg und Arndt Engelhardt nunmehr zwei Mitarbeiter von Diners „Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur" die wissenschaftsgeschichtliche Position und forschungspraktische Bedeutung von Heuers bio-bibliographischen Publikationen einer Kontextualisierung und genauen Überprüfung unterziehen.

1982 begann als erstes Ergebnis langjähriger Vorarbeiten des Archivs Bibliographia Judaica ein „Verzeichnis jüdischer Autoren deutscher Sprache" zu

---

55 Ebd.

erscheinen.[56] Im Vorwort zu diesem Namen-Katalog formuliert Heuer die Zielsetzung des gesamten Unternehmens programmatisch:

> Die Bibliographia Judaica, von deren Existenz die Öffentlichkeit durch diese Publikation unterrichtet wird, hat eine lange Entstehungsgeschichte. Nichts Geringeres war beabsichtigt, als den jüdischen Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte in seinem Gesamtumfang zu erfassen und bio-bibliographisch darzustellen. [...] Diesen Beitrag, der heute ein Erbe ist, galt es zunächst ohne jeden Wertmaßstab zu registrieren und aufzuschlüsseln, bevor die inhaltlichen Kriterien gewonnen werden können, die es möglich machen, ihn spezifischer zu bezeichnen.[57]

Dieses umfassende, Vollständigkeit der ermittelten Daten anstrebende Ziel hat Renate Heuer immer von Neuem in nur geringfügig variierenden Formulierungen in vielen programmatischen Texten wiederholt. Verbunden damit wird ein Objektivitätsanspruch erhoben, der sich aus einem quasi induktiven Vorgehen speist. Grundimpuls dieser Rekonstruktionstätigkeit aber ist der „Wunsch", diejenigen besser zu verstehen, „die unter uns lebten und ermordet oder ausgestoßen wurden", und vor allem ihren Beitrag zur Kultur in deutscher Sprache umfassend zu dokumentieren[58] – ein Wunsch, den Renate Heuer zur Entstehungszeit des Archivs in den 1960er und 1970er Jahren in der bundesdeutschen Gesellschaft und Wissenschaftslandschaft schmerzlich vermisste.

Konnte dem „Verzeichnis jüdischer Autoren deutscher Sprache" noch mit einer gewissen Berechtigung vorgeworfen werden, dass eine bloße Liste von Namen jüdischer Persönlichkeiten aus dem deutschen Sprachraum, sei sie auch noch so umfangreich, keinen großen Erkenntnisgewinn mit sich bringe, so kann das nicht mehr gelten angesichts des zwischen 1992 und 2013 in 21 Bänden erschienenen und damit abgeschlossenen „Lexikons deutsch-jüdischer Autoren", der magistralen Leistung des Archivs Bibliographia Judaica und zugleich des Opus magnum von Renate Heuer.[59] Das „Lexikon" enthält detaillierte biographische und bibliographische Daten von etwa 1.300 jüdischen Persönlichkeiten des deutschen Sprachraums, die im weitesten Sinne als Autorinnen oder Autoren

---

56 Renate Heuer (Bearb.): Bibliographia Judaica. Verzeichnis jüdischer Autoren deutscher Sprache. 4 Bde. Frankfurt/M., New York: Campus 1982–1996.
57 Renate Heuer: Vorwort. In: dies., Verzeichnis (wie Anm. 56), Bd. 2 (1982), S. VII–IX, hier S. VII f.
58 Ebd., S. VIII.
59 Diese selbst spricht beim Abschluss des Projekts davon, dass von Anfang der gemeinsamen Tätigkeit an der Plan bestanden habe, „die Arbeit des Archivs durch ein Lexikon zu krönen". Renate Heuer: Vorwort. In: dies. u. a.: Archiv Bibliographia Judaica. Lexikon deutsch-jüdischer Autoren. Bd. 21. Nachträge und Gesamtregister. Berlin, Boston: De Gruyter 2013, S. VIII–XI, hier S. VIII.

hervorgetreten sind. Besonderen Wert legt das „Lexikon" auf akribisch recherchierte und wo möglich durch Urkunden dokumentierte Daten zum Leben und zur Genealogie der aufgenommenen Personen mit einem Schwerpunkt auf der Frage nach dem Verhältnis zum Judentum:

> Dabei zeigte sich bald, daß Lebensläufe von der Geburt bis zum Tod urkundlich belegt werden mußten, wenn verbindlich festgestellt werden sollte, ob Autoren Mitglieder jüdischer Gemeinden geblieben waren oder die Annahme der dominanten Religion als Preis für den vollen Zugang zur christlich-abendländisch geprägten deutschen Kultur gezahlt hatten.[60]

Dieses Verfahren ist als positivistisch und als belastet durch die nationalsozialistische Rassenideologie kritisiert worden[61]; die „Komplexität und Vieldeutigkeit jüdischer Zugehörigkeit in der Moderne", von der Diner spricht, wird damit, so der Vorwurf, nicht hinreichend differenziert erfasst. Es können Fremdzuschreibungen perpetuiert werden, die von einigen der betroffenen Personen zeit ihres Lebens abgelehnt worden sind. Doch auch wenn man die Verabsolutierung der Genealogie bei der Frage danach, wer ein Jude oder eine Jüdin ist, heute kritischer sieht, bleiben die erhobenen Daten eine wertvolle Grundlage für die Forschung.[62] Dass Heuer ihre Einschätzung dessen, wer als jüdischer Autor zu gelten habe und daher in das „Lexikon" Eingang finden könne, durchaus auch einmal revidieren konnte, belegt der Umstand, dass in den Nachtrags- und Registerband ein umfangreicher Eintrag über Rudolf Borchardt (1877 – 1945) aufgenommen wurde, einen Autor mit jüdischen Großeltern und Eltern, von denen sich nur die Letzteren im Zusammenhang mit der Taufe ihres ersten Sohnes 1877 selber französisch-reformiert taufen ließen und der dennoch seine jüdische Zugehörigkeit stets als schon von der Großelterngeneration abgelegt darstellte und sich als langjähriger Emigrant in Italien uneingeschränkt als deutscher, nicht als jüdischer Autor positionierte.[63]

---

60 Renate Heuer: Vorwort. In: dies. u. a.: Archiv Bibliographia Judaica. Lexikon deutsch-jüdischer Autoren. Bd. 1. München u. a.: K.G. Saur 1992, S. VII–IX, hier S. VII. „Jahrelange gründliche genealogische Recherchen" seien die Grundlage dieser Feststellungen gewesen (ebd.).

61 Einige dieser Vorhaltungen fasst Heuer selbst zusammen; vgl. Heuer, Vorwort zum Verzeichnis (wie Anm. 57), S. VIII f. Vgl. zu dieser Problematik auch die Fallstudie von Annette Wolf zum Dissens zwischen Renate Heuer und Käte Hamburger in diesem Band.

62 Zu der Frage, wer jüdisch ist, und zur Historizität dieser Frage vgl. grundlegend Christina von Braun: Die Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinschaft. In: von Braun/Brumlik, Handbuch (wie Anm. 35), S. 15 – 58, zu den Debatten im 20. und 21. Jahrhundert bes. S. 48 – 58; vgl. ferner den Beitrag von Arndt Engelhardt in diesem Band.

63 Vgl. Renate Heuer u. a.: Borchardt, Rudolf. In: dies. u. a., Lexikon, Bd. 21 (wie Anm. 59), S. 30 – 56, bes. S. 30 – 32.

An die biographischen und genealogischen Eckdaten schließen sich in den Einträgen des „Lexikons“ die weiteren, präzise recherchierten Lebensschritte an, ferner die Rubriken „Politisches Engagement“, „Gesellschaftspolitisches Engagement“, „Zionistisches Engagement“ sowie „Stellung zum Judentum“ oder „Stellung zur Religion“.[64] Daran schließen sich im Artikelschema die (bei einigen der Autorinnen und Autoren sehr umfangreich gefüllten) Rubriken „Journalistische Tätigkeit“ bzw. „Mitarbeit an Zeitungen und Zeitschriften“, „Einzelbeiträge“ (teilweise – bei sehr großer Publikationstätigkeit – nur in Auswahl aufgelistet), „Nachlass“, „Autographen“, „Briefe“, „Literatur“, „Bibliographie“ und „Werke“ (zum Teil ebenfalls in Auswahl) an.[65] Mag man auch diese Rubrizierung und ihre Reihenfolge nicht in jedem Punkt konsequent finden, so ist sie doch relativ übersichtlich, und die in ihr präsentierten archivalischen und bibliographischen Daten sind präzise recherchiert, größtenteils durch Autopsie der Dokumente und Schriften gesichert und in jedem Fall nützlich, weil das Wichtige und viele Details schnell zur Hand sind.

Schon im Vorwort des ersten Bandes des „Lexikons“ zieht Renate Heuer ein erstes Resümee der Bestrebungen des Archivs, die sie zehn Jahre zuvor im ersten Band des „Verzeichnisses“ erstmals öffentlich gemacht hatte. Leitlinie sei es gewesen, „eine Dokumentation des jüdischen Beitrags zur deutschen Kulturgeschichte zu erstreben“; und selbstbewusst postuliert sie: „Sie [diese Dokumentation] kann heute als abgeschlossen gelten.“[66] In die „Namenkartei des Archivs“ seien „alle deutschsprachigen Juden aufgenommen“ worden, „die als Schriftsteller, Wissenschaftler, Künstler oder Personen des öffentlichen Lebens knapp zweihundert Jahre deutscher Kulturgeschichte mitgeprägt haben“.[67]

Mit diesem Pathos des Abschließens knüpft Heuer an einen Gestus an, der auch Siegmund Kaznelsons Sammlung „Jüdisches Schicksal in deutschen Gedichten“ bestimmt:

> Diese Sammlung wird als „abschließend“ bezeichnet, nicht nur, weil sie eine tausendjährige Geschichtsperiode abschließt, sondern weil nach menschlichem Ermessen die deutschsprachige Dichtung jüdischen Inhalts mit unserer und vielleicht mit der nächsten Generation zu Ende geht.

---

64 So das gegenüber den ersten Bänden etwas weiter ausdifferenzierte Raster in: Renate Heuer u. a.: Aufzeichnungsschema. In: dies. u. a., Lexikon, Bd. 21 (wie Anm. 59), S. XXXI f., hier S. XXXI.
65 Ebd., S. XXXI f.
66 Heuer, Vorwort zu Bd. 1 des Lexikons (wie Anm. 60), S. VII. Klammerzusatz von mir.
67 Ebd.

> So ist diese Sammlung ein Mahnruf, ein Vermächtnis der Toten an die Lebenden, des untergegangenen deutschen Judentums an die Überlebenden.[68]

Damit lässt Kaznelson seine in „Jerusalem (Israel), im November 1958“[69] (also gut zehn Jahre nach der Staatsgründung) situierte und datierte Einleitung ausklingen. Ohne explizit darauf Bezug zu nehmen, hat Renate Heuer diesen „Mahnruf“ gehört und zur Leitlinie auch ihres Lebenswerks gemacht.[70] Nicht im „Lexikon“, aber schon im früheren „Verzeichnis“ spricht sie vom „grausamen Ende dieser einseitigen geistigen Gemeinschaft“ der Juden mit der deutschen Kultur und weist explizit darauf hin, dass „die Bibliographia Judaica außer ihrem Initiator“ Ben-yoëtz „nur deutsche nichtjüdische Mitarbeiter“ habe.[71] In einem programmatischen Aufsatz formuliert sie es so, dass die Arbeit des Archivs „einen Zeitraum von knapp zweihundert Jahren, von 1750 bis ca. 1950, zu erschließen versuchte“; dabei sei man dem „Vorsatz“ gefolgt, „möglichst allen Juden, die während dieser Zeit in deutscher Sprache geschrieben haben, ihre Stimme zurückzugeben“: „[...] die Autoren selbst sollten durch ihre Werke, ihre Beiträge und ihre Aktivitäten für deutschsprachige Kulturarbeit wieder hörbar und sichtbar gemacht werden“.[72] Die „Aufarbeitung des Phänomens deutsch-jüdischen Zusammenlebens“ sollte also mit dem „Versuch einer Rekonstruktion“ begonnen werden.[73] In einem nicht mehr genau datierbaren Vortrag spricht Heuer von der „entsagungsvolle[n] bio-bibliographischen Arbeit“[74] des Archivs, in einem programmatischen Text von 1985 davon, dass man sich „zwei Jahrzehnte lang auf eine mühselige ‚Kärrner-arbeit‘ zu beschränken gehabt habe.[75] Zu Recht hebt Heuer damit hervor, wie

68 Siegmund Kaznelson: Einleitung. In: ders. (Hg.): Jüdisches Schicksal in deutschen Gedichten. Eine abschließende Anthologie. Berlin: Jüdischer Verlag 1959, S. 5 – 14, hier S. 14.

69 Ebd.

70 Allgemein zur Funktion des Archivs in der Gedächtniskultur des 20. Jahrhunderts und besonders mit Bezug auf Exil und Holocaust vgl. Nicolas Berg: Geschichte des Archivs im 20. Jahrhundert. In: Marcel Lepper, Ulrich Raulff (Hg.): Handbuch Archiv. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven. Stuttgart: Metzler 2016, S. 57 – 75, bes. S. 64 – 67.

71 Heuer, Vorwort zum Verzeichnis (wie Anm. 57), S. VII. Später kamen auch Mitarbeitende aus anderen Ländern und Kulturen hinzu.

72 Renate Heuer: Das Archiv Bibliographia Judaica. Aufbau – Zweck der Sammlung – wissenschaftliche Intentionen – demonstriert an einer Studie zu Julius Bab. In: dies., Literatur-Geschichte (wie Anm. 43), S. 44 – 59, hier S. 44.

73 Ebd., S. 45.

74 Renate Heuer: Die Emanzipation der Juden als sprachliches Phänomen. Vorbemerkung zu einem Vortrag. Zit. nach: Heid, Ein Leben (wie Anm. 51), S. 19.

75 [Renate Heuer:] In eigener Sache: Archiv Bibliographia Judaica e.V. In: Norbert Altenhofer, Renate Heuer (Hg.): Jahrbuch 1 (1985): Probleme deutsch-jüdischer Identität. Frankfurt/M.: Archiv Bibliographia Judaica e.V., S. 173.

wenig die notwendigen Grundlagen zur Erschließung des Beitrags jüdischer Persönlichkeiten zur Kultur im deutschen Sprachraum in seiner ganzen Breite bis zum Erscheinen des „Lexikons" gelegt waren und wie viel Erschließungsarbeit das Archiv Bibliographia Judaica daher leisten musste. Zugleich klingt in diesen Formulierungen aber auch eine Haltung der Demut an, ja, eine Bereitschaft zur Sühne gegenüber der durch Deutsche zerstörten jüdischen Kultur in Deutschland und Europa und besonders gegenüber den Verfolgten und Ermordeten und deren Nachkommen.

An einer Stelle in den publizierten konzeptionellen Äußerungen Heuers, im Vorwort zum Abschlussband des „Lexikons", wird diese emotionale Seite der Gedächtnisarbeit des Archivs besonders deutlich. Es geht hier um die für ein heutiges Fachlexikon ungewöhnliche Anonymität aller Beiträge in den 21 Bänden des Nachschlagewerks: „Es war über Jahre hin eine Gemeinschaftsarbeit, die Mitarbeitende zu einer Gruppe mit gleichen Zielen zusammen schloss. Niemand dachte damals daran, sich mit einem zusammengestellten Artikel profilieren zu wollen. Beim Entziffern von Dokumenten stockte uns oft genug der Atem."[76]

6 Zur Materialität des Archivs und zu deren Repräsentation in der Datenbank „Archiv Bibliographia Judaica"

Das Archiv Bibliographia Judaica ist in seinem Grundbestand kein primäres Archiv, also eine Sammlung von Nachlässen, Lebenszeugnissen, Dokumenten und Urkunden[77], sondern ein sekundäres Archiv, also eine Sammlung von Informationen, Daten, Berichten und Exzerpten – und das alles angelegt, ausgebaut und gepflegt in den letzten Jahrzehnten des analogen Zeitalters, von den 1960er Jahren bis in die ersten Jahre des neuen Milleniums. Sein elementares Medium ist demzufolge die Karteikarte, sein Ordnungsprinzip der Karteikasten.[78] Hinzu

76 Heuer, Vorwort zu Bd. 21 des Lexikons (wie Anm. 59), S. XI.
77 Vgl. die Archiv-Definition von Nikolaus Wegmann: „Ort für das Einstellen und Aufbewahren von unveröffentlichten Urkunden, Akten und Materialien, im Unterschied zur Bibliothek, die in der Regel vorwiegend publizierte Bücher und Schriften aufnimmt." Nikolaus Wegmann: Archiv. In: Dieter Burdorf u. a. (Hg.): Metzler Lexikon Literatur. Begriffe und Definitionen. 3., völlig neu bearb. Aufl. Stuttgart, Weimar: Metzler 2007, S. 43.
78 Mittlerweile werden auch die in Zettelkästen archivierten und geordneten Wissensbestände einzelner Gelehrter des vordigitalen Zeitalters erforscht und teilweise sogar digital verfügbar gemacht, etwa die von Hans Blumenberg und Niklas Luhmann. Vgl. Anselm Haverkamp: Meta-

kommen als ein großer Bestand die umfangreiche „Sammlung Steininger“, ein komplett übernommener Nachlassbestand, der überwiegend aus Zeitungsausschnitten zu jüdischen Themen besteht und als Mikrofiche-Edition im Verlag K.G. Saur publiziert wurde[79], ferner auch eine Sammlung von Fotografien[80] und einzelne Nachlässe jüdischer Persönlichkeiten.[81]

Auch in den Aufbaujahren des Archivs war es daher nicht ohne Weiteres möglich, während der Arbeit in den Frankfurter Archivräumlichkeiten „sofort einen unmittelbaren Kontakt mit vergangenem Leben zu gewinnen“, wie es der Historiker Friedrich Meinecke als Ideal der Archivarbeit beschrieben hat.[82] Dennoch scheint es, dass es im Zuge dieser Arbeiten gelungen ist, hier einen Ort des Gedenkens an die deutschsprachigen Judenheiten zu schaffen, der auch über seinen materiellen Bestand hinaus bis heute fortwirkt: „Das Archiv ist Ort und Idee, etwas, das einen umgibt, wenn man darin arbeitet[,] und etwas, das in einem lebt, wenn man nach Ordnung sucht.“[83]

Der Bestand des Archivs enthält bio-bibliographische Daten zu weitaus mehr jüdischen Persönlichkeiten deutscher Sprache als das „Lexikon“. Freilich musste die ursprüngliche Angabe, es handele sich um „ca. 65.000 gesammelte[] Na-

---

phorologie im Zettelkasten. Splitter einer Sprengmetapher von Hans Blumenberg. In: marbacher katalog 60: Denkbilder und Schaustücke. Das Literaturmuseum der Moderne. Hg. vom Deutschen Literaturarchiv Marbach. Marbach 2006, S. 249 – 252. Luhmann hat sich auch programmatisch zur Verwendung von Karteikästen als Ordnungsprinzip geäußert. Vgl. Niklas Luhmann: Kommunikation mit Zettelkästen. Ein Erfahrungsbericht. In: Horst Baier u. a. (Hg.): Öffentliche Meinung und sozialer Wandel / Public Opinion and Social Change. Opladen 1981, S. 222 – 228. Die über 64.000 überlieferten Karteikarten Luhmanns sind digitalisiert; ihre systematische Erfassung ist in Vorbereitung: https://niklas-luhmann-archiv.de/bestand/zettelkasten/tutorial [18. 08. 2022]. – Als umfassende Darstellung des Notizzettels als Medium des Festhaltens und Ordnens von Gedanken vgl. jetzt Hektor Haarkötter: Notizzettel. Denken und Schreiben im 21. Jahrhundert. Frankfurt/M.: S. Fischer 2021; zum Zettelkasten bes. ebd., S. 358 – 409.

79 Vgl. Archiv Bibliographia Judaica: Dokumentation zur jüdischen Kultur in Deutschland 1840 – 1940. Die Sammlung Steininger. Mikrofiche-Edition. München: Saur 1995 – 1999. Dazu Heuer, Aufbau und Zweck (wie Anm. 72), S. 47.

80 Vgl. Heuer, Aufbau und Zweck (wie Anm. 72), S. 46.

81 So sind umfangreiche Teilnachlässe folgender Persönlichkeiten in den Beständen des Archivs vorhanden: Helene Adolf (eine österreichisch-amerikanische Literaturwissenschaftlerin), Abraham Nochem Stenzel (ein Dichter jiddischer Sprache) und Felix Aaron Theilhaber (ein Arzt, Schriftsteller und Zionist).

82 Friedrich Meinecke: Erlebtes 1862 – 1901; zit. nach: Berg, Geschichte des Archivs (wie Anm. 70), S. 57.

83 Berg, Geschichte des Archivs (wie Anm. 70), S. 58.

men“[84], im Zuge der Verifikation der erfassten Datenbestände stark nach unten korrigiert werden. Klammert man unsichere Zuschreibungen aus, so können nach heutigem Stand etwa 20.000 jüdische Personen in diesen Datenbeständen aufgefunden werden, das sind also etwa fünfzehnmal so viele Namen, wie sie im „Lexikon“ erfasst sind.[85] In diesem erheblich erweiterten Untersuchungsfokus liegt ein immenser Erkenntnisgewinn: Nicht mehr nur die in höherem oder geringerem Grade kanonisierten Autorinnen und Autoren jüdischer Zugehörigkeit sind erfasst, sondern eine weitaus größere Zahl jüdischer Persönlichkeiten, für die vor allem das elementare Kriterium gilt, dass ihr Leben und Wirken überhaupt in von ihnen verfassten Texten deutscher Sprache dokumentiert ist. Es handelt sich um die bis heute umfangreichste Sammlung von bio-bibliographischen Daten zu deutschsprachigen jüdischen Persönlichkeiten weltweit.

Ein solcher Bestand drängt heute geradezu nach Digitalisierung, und Renate Heuer hat in ihren letzten Lebensjahren bereits erste Schritte einer elektronischen Erfassung der Informationen initiiert.[86] Das Telos eines solchen Unternehmens ist eine alle Bestände und die in ihnen enthaltenen Informationen umfassende und digital nutzbar machende Datenbank, wie sie hier, mit der „Datenbank ABJ – Deutschsprachiges Judentum Online“ vorgelegt und weltweit zugänglich gemacht wird. In seiner Vernetzung wird damit auch eines der Prinzipien der neuzeitlichen, als Teil der Aufklärung entwickelten Enzyklopädie, der freie Verweis auf weiteres Wissen, ganz unmittelbar umgesetzt.

Dabei bleiben die Historizität und die Materialität der Sammlung deutlich erkennbar. Die Historizität äußert sich darin, dass die Sammlung der Daten bis in die ersten Jahre des 21. Jahrhunderts, in einigen Fällen auch nur bis in die 1990er Jahre reicht. Dieser Datenbestand wird hier dokumentiert. In Einzelfällen wurden offensichtliche Versehen (wie ‚Zahlendreher‘) und Tippfehler korrigiert, aber eine systematische Ergänzung und Aktualisierung der erhobenen Daten (insbesondere um in den letzten Jahren erschienene Literatur) wurde nicht vorgenommen. Die Materialität bleibt besonders gut darin erkennbar, dass die bibliographischen Karteikarten zu den jeweiligen Persönlichkeiten vollständig eingescannt wurden und mit den Personeneinträgen verlinkt sind. Das ältere, analoge Ordnungssystem der Karteikarte bleibt also im neueren, digitalen Medium der Datenbank erhalten oder besser: aufgehoben.

---

84 Heuer: Vorwort zu Bd. 1 des Lexikons (wie Anm. 60), S. VII. Im Vorwort zum letzten Band ist noch von „ca. 50.000 Namen“ die Rede. Heuer, Vorwort zu Bd. 21 des Lexikons (wie Anm. 59), S. VIII.

85 Zum Start der Datenbank im Herbst 2021 waren davon etwa 16.000 Personeneinträge eingearbeitet; die noch fehlenden Daten werden seitdem schrittweise ergänzt.

86 Vgl. Heuer, Aufbau und Zweck (wie Anm. 72), S. 48; Heid, Ein Leben (wie Anm. 51), S. 34.

7 Zur Benutzung der Datenbank „Archiv Bibliographia Judaica“

Die vorliegende Datenbank macht die etwa 1.300 Einträge des einundzwanzigbändigen „Lexikons deutsch-jüdischer Autoren“ komplett elektronisch verfügbar und recherchierbar. Die Gliederungskategorien des Lexikons wurden weitgehend übernommen. Gegenüber dem Lexikon wurde jedoch das Geschlecht der Autorinnen und Autoren als weitere Kategorie aufgenommen. Dabei wird erkennbar, dass ein unerwartet hoher Anteil der hier erfassten Schreibenden weiblich ist.

Ein weiterer Mehrwert besteht darin, dass die bibliographischen Karteikarten auch bei diesen Einträgen faksimiliert aufgenommen sind, obwohl sie zu großen Teilen in den Textbestand der Einträge Eingang gefunden haben. Selbst bei gut erforschten Persönlichkeiten ergibt sich hier in manchen Fällen ein Zuwachs an Informationen. So sind mit dem Eintrag zu dem außerordentlich produktiven Autor Max Brod etwa 1.000 Karteikarten verlinkt – eine Informationsmenge, die für den Eintrag im „Lexikon“ gekürzt wurde.

Der erheblichste zusätzliche Nutzen dieser Datenbankpublikation gegenüber dem gedruckten und als E-Book verfügbaren „Lexikon“ aber besteht in den Daten zu nahezu 19.000 weiteren jüdischen Persönlichkeiten im deutschen Sprachraum, die im Archiv gesammelt wurden, für die aber kein Eintrag im Lexikon angelegt wurde. Auch hier fällt der hohe Anteil von Frauen auf; insgesamt beträgt er etwa 25 %. Dennoch kann nach heutigem Erkenntnisstand ein Vollständigkeitsanspruch bei der Erfassung und Dokumentation der jüdischen Persönlichkeiten deutscher Sprache natürlich nicht erhoben werden.

Die Datenbank ermöglicht eine Volltextsuche in allen ihren Textelementen, einschließlich aller auf den Karteikarten erfassten bibliographischen Einträge. Folgende Suchkriterien stehen zur Verfügung: Personennamen als Titel des Eintrags; weitere Namen, Namenszusätze oder Pseudonyme; Geburts- und Sterbedaten der Personen; Orte ihrer Geburt und ihres Todes, ihres Wirkens sowie gegebenenfalls ihrer Deportation oder Internierung; das Geschlecht der Personen[87]; ferner die Tätigkeitsbereiche der Personen (hier wurde im Sinne der besseren Suchbarkeit eine Normierung gegenüber den sehr heterogenen Berufsbezeichnungen des „Lexikons“ und der Archivdaten vorgenommen); schließlich auch alle erfassten bibliographischen Angaben. Diese Suchkriterien können miteinander

87 Erfasst sind weibliche und männliche Personen sowie in einigen wenigen Fällen Familien, bei denen nicht zwischen ihren einzelnen Angehörigen unterschieden wird. Diverse Geschlechtszugehörigkeiten sind nicht systematisch erfasst worden.

kombiniert werden; so können etwa alle männlichen Personen gesucht werden, die in der Stadt Breslau geboren sind. Ferner können alle erfassten Rabbiner des Geburtsjahrgangs 1870 recherchiert werden. Durch die Kombination mit weiteren Suchkriterien kann die Suche weiter eingegrenzt werden. Es gibt beispielsweise die Möglichkeit, die Frauen zu suchen, die Ärztinnen gewesen sind und in New York gestorben sind.

Um die Nutzbarkeit der Datenbank weiter zu erhöhen, wurden Schnittstellen zur Judaica- und Hebraica-Sammlung der Universitätsbibliothek Frankfurt am Main geschaffen, die in vielen Fällen den Zugang zu den Volltexten der in der Datenbank bibliographisch erfassten Werke ermöglichen. Wo immer möglich können die biographischen Daten den Einträgen in der Gemeinsamen Normdatei (GND) der Deutschen Nationalbibliothek sowie dem Virtual International Authority File (VIAF) eindeutig zugeordnet werden. Sehr nützlich ist auch die Verlinkung der Einträge mit denjenigen in der Deutschen Biographie, also der älteren „Allgemeinen Deutschen Biographie“ (ADB) und der aktuelleren „Neuen Deutschen Biographie“ (NDB).[88]

Die Datenbank „Archiv Bibliographia Judaica – Deutschsprachiges Judentum Online“ ist somit ein dynamischer Bestandteil des stetig weiter wachsenden Wissens zum jüdischen Leben im deutschen Sprachraum.

88 Zu den Nutzungsmöglichkeiten der Datenbank im Detail vgl. den Beitrag von Julia Brauch in diesem Band.

Julia Brauch

Suchstrategien und Perspektiven für das „Archiv Bibliographia Judaica“

Vom Karteikasten-Archiv zur Datenbank – Implikationen und Chancen für die Recherche

Das „Archiv Bibliographia Judaica – Deutschsprachiges Judentum Online“ (ABJ) bietet mit seiner Fülle an biographischen Informationen zu deutsch-jüdischen Persönlichkeiten eine reiche Quelle, die durch die Präsentation als Datenbank erstmals in systematischer Form zugänglich gemacht wird. Doch sollte bei der Nutzung mit reflektiert werden, dass es sich um ein Karteikarten-Archiv handelt, das im vordigitalen Zeitalter konzipiert wurde und dessen Kategorien nicht als Metadaten geplant worden sind. Es bleibt auch als Datenbank eine historische Quelle.

Bei der Digitalisierung des Archivs hat sich der Verlag deshalb bemüht, für zentrale Suchanforderungen Funktionalitäten zur Verfügung zu stellen, die eine systematische Suche trotz der Diversität in den verschiedenen Kategorien ermöglicht – ohne zu stark in die historische Struktur einzugreifen. Insbesondere ein Eingriff ist hier zu nennen, der weiter unten noch ausführlicher zu betrachten ist: So wurde die ursprüngliche Kategorie „Beruf“ neu aufgesetzt und vereinheitlicht. Die Vielfalt der ursprünglichen Berufsbezeichnungen, die zunächst auch in die Datenbank übernommen wurde, hatte eine übergreifende Suche zu stark eingeschränkt.

Eine weitere nachträgliche redaktionelle Bearbeitung der Datenbank besteht darin, dass allen Personen das Kriterium „männlich“ oder „weiblich“ zugewiesen wurde, so dass gezielt geschlechtsspezifisches Suchen möglich ist.

In diesem Beitrag soll ein Überblick gegeben werden, wie die Datenbank aufgebaut ist und wie sich die Suchfunktionalitäten am besten nutzen lassen.

Die Inhalte: „Archiv Bibliographia Judaica“ versus „Lexikon deutsch-jüdischer Autoren“

Grundlegend zum Verständnis des ABJ ist die Unterscheidung zwischen dem eigentlichen, karteikarten-basierten Archiv einerseits und dem editorisch deutlich stärker bearbeiteten einundzwanzigbändigen „Lexikon deutsch-jüdischer Autoren“. Dieses ist eine Auswahl aus dem Gesamtarchiv, wobei die biographischen

 https://doi.org/10.1515/9783110785302-003

Informationen ausführlicher sind als bei Personen, die „nur“ im Archiv vertreten sind. Hingegen finden sich auf den bibliographischen Karteikarten – gerade bei prominenten Autorinnen und Autoren – nicht selten umfangreichere Informationen und mehr Werke als im Lexikon. Diese Informationen aus der sogenannten „Werke-Kartei“ sind zusätzlich zum eigentlichen Lexikon-Eintrag in die Datenbank aufgenommen worden.

Neben den biographischen Informationen, die ursprünglich ebenfalls auf Karteikarten dokumentiert wurden, bilden die über 300.000 häufig beidseitig beschriebenen Karteikarten der Werke-Kartei das Herzstück des ABJ. Auf den über 600.000 Scans finden sich die Werke der beschriebenen Personen sowie auch Titel über sie. In diesen Bibliographien lassen sich wertvolle Entdeckungen machen – gleichwohl gilt es gerade hier, sich zu vergegenwärtigen, dass diese ab einem bestimmten Zeitpunkt nicht weiter aktualisiert wurden. Die PDFs der Scans finden sich am Schluss der Suchergebnisse und können heruntergeladen werden – je nach Umfang und eigener technischer Ausstattung kann das etwas Zeit in Anspruch nehmen.

Die Datenbank bietet mit Hilfe des Suchkriteriums „Publikation“ die Möglichkeit, gezielt Einträge entweder aus dem „Lexikon deutsch-jüdischer Autoren“ oder dem „Archiv Bibliographia Judaica“ zu suchen. Lexikon-Artikel sind auch daran zu erkennen, dass weitere biographische Themen wie „Ausbildung“, „Berufliche Stationen“, „Freundeskreis“ etc. behandelt werden. Die Einträge sind nicht nur umfangreicher, sondern auch insofern belastbarer, als sie für die Veröffentlichung im Lexikon geprüft worden sind. Im Unterschied dazu können die Inhalte aus dem eigentlichen Archiv, also die Informationen auf den Karteikarten, als Materialsammlung gewertet werden. Wer intensiv mit dem Archiv arbeitet, wird immer wieder auf Lücken, manchmal auch auf Fehler stoßen. Zudem finden sich prominente Namen im Archiv, die sich nicht im „Lexikon“ finden, offenkundig, weil die Person – trotz jüdischer biographischer Bezüge – nicht als „jüdisch“ gewertet wurde. Ein solcher Fall ist etwa Johannes Urzidil, zu dem es im Archiv einen Eintrag gibt, der jedoch nicht im „Lexikon“ aufgenommen wurde (vgl. auch den Beitrag von Nicolas Berg in diesem Band).

Suchkriterien

Für einen ersten Überblick sollen die wählbaren Suchkriterien, die erscheinen, sobald mit dem Cursor in das Suchfeld geklickt wird, kurz kommentiert vorgestellt werden:

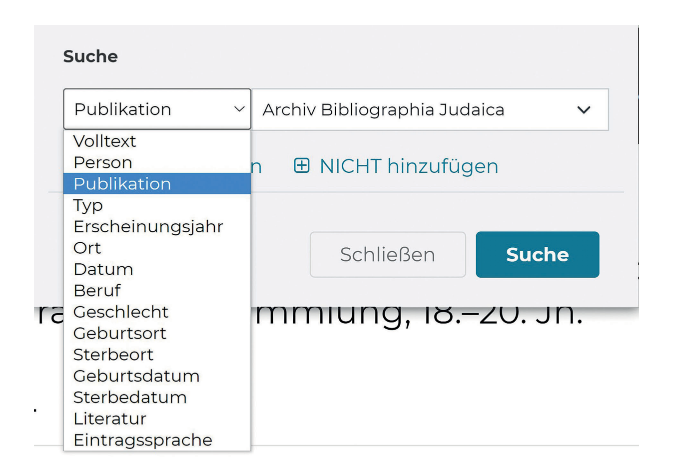


Abb. 1: Suchmaske mit allen Suchkriterien.

Volltext
Grundsätzlich empfiehlt es sich bei allen Suchen, zusätzlich zu eingrenzenden, kategorial gesteuerten Suchen auch die Volltextsuche ergänzend zu verwenden: Nur sie ermöglicht Recherchen nach Begriffen, die über die kategoriale Suche möglicher Weise nicht erfasst werden. Mit der Volltextsuche wird *auch* innerhalb der gescannten und texterkannten bibliographischen Karteikarten („Werke-Kartei“) gesucht, sofern die Suche nicht auf die Bibliographien beschränkt bleiben soll (dies ermöglicht die Suchkategorie „Literatur“, siehe unten).

Beispiel: Über eine Volltextsuche etwa nach „Kant“ können auch unbekanntere deutsch-jüdische Persönlichkeiten gefunden werden, die sich mit Kant beschäftigt haben, so dass sich über diese Suche die Rezeption bestimmter Autorinnen und Autoren erforschen lässt. Hier kann die gezielte Suche in den gescannten und texterkannten Karteikarten sehr gute Ergebnisse liefern (siehe dazu aber auch die Möglichkeit über die Suchkategorie „Literatur“ weiter unten).

In der Volltextsuche ist es zudem möglich, mit Hilfe des Trunkierungssternchens (*) nach Wortstämmen oder Wortbestandteilen zu suchen.

Beispiel: Die Suche nach „Architekt*“ führt zu 194 Einträgen, in denen es einen Bezug zum Thema Architektur gibt.

Person
Die Suche nach Personen erfolgt über die Eingabe [Nachname, Vorname], wobei eingegebene Namensbestandteile über eine Auto-Complete-Funktion alle Perso-

nen im Dropdown anzeigen, in denen die entsprechende Buchstabenfolge vorkommt.

Beispiel: Die Suche nach dem Historiker und Autor des Breslauer Tagebuches Willy Cohn zeigt nach der Eingabe von „Cohn, W“ folgendes Dropdown:

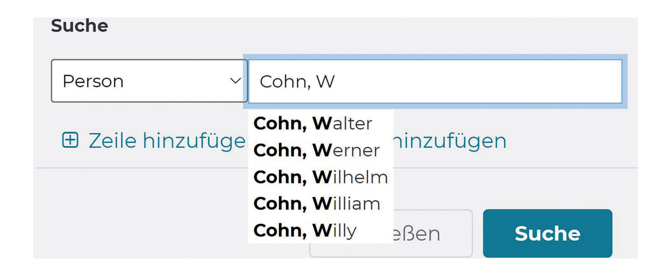


Abb. 2: Auto-Complete-Funktion bei der Personen-Suche

Bei der Suche nach Personen ist nicht immer nachvollziehbar, welche Kriterien dazu geführt haben, wer in das Archiv und insbesondere das „Lexikon deutsch-jüdischer Autoren“ aufgenommen wurde. Hier spielt der genealogische Ansatz Renate Heuers eine Rolle bei der Entscheidung, wer als Jude oder Jüdin betrachtet und daher aufgenommen wird, andererseits scheinen aber auch zeithistorische und subjektive Kontexte der Herausgeberin auf.

So findet sich etwa die bekannte israelische Lyrikerin und Literaturwissenschaftlerin Lea Goldberg im Archiv, doch wurde sie nicht ins Lexikon aufgenommen, vermutlich, weil sie überwiegend in hebräischer Sprache publiziert hat. Die Hinterfragung der Kriterien bei der Eintragsauswahl ist im ABJ von daher immer lohnend.[1]

In einzelnen Fällen finden sich aus nicht immer nachvollziehbaren Gründen sogar Personen, die gar nicht jüdisch sind.[2]

1 Die Kritik an der Personenauswahl findet sich durch die Virulenz der Frage „Wer ist Jude?“ auch bei ähnlichen Nachschlagewerken. So etwa in der Rezension von Markus Malo: Metzler-Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur: Jüdische Autorinnen und Autoren deutscher Sprache von der Aufklärung bis zur Gegenwart / Andreas B. Kilcher (Hrsg.). 2., aktualisierte und erw. Aufl., Stuttgart; Weimar: Metzler 2012. [Rezension] In: IfB – Informationsmittel für Bibliotheken 13–1 (2013).

2 Wir danken für diesen Hinweis Annette Vogt, die verschiedene nicht-jüdische Personen im ABJ gefunden hat, darunter Otto Hahn und sogar den Mathematiker Ludwig Bieberbach, der aufgrund seiner NS-Aktivitäten aus der Akademie der Wissenschaften ausgeschlossen wurde. Es ist zu vermuten, dass hier Recherchen zu keinem oder zu einem falschen Abschluss gekommen sind (in

Ort, Geburtsort sowie Sterbeort
In der Orts-Suche werden die folgenden Kategorien aus dem „Lexikon deutsch-jüdischer Autoren“ und den biographischen Karteikarten zusammengefasst:
- Geburtsort
- Sterbeort
- Wirkungsort
- Deportations- und Internierungsort (aus dem Registerband des „Lexikons“)

Entsprechend können hier Orte für Recherchen nach deutsch-jüdischen Milieus herangezogen werden (etwa Berlin), speziell auch Emigrationsorte wie New York oder Tel Aviv. Zudem kann noch genauer nach dem Geburts- oder Sterbeort recherchiert werden. Hier ist zu berücksichtigen, dass es – der analogen Entstehung des Archivs geschuldet – Namensvarianten der Orte geben kann, die in einem ersten Schritt über die Auto-Complete-Funktion zu eruieren sind.

Beispiel: „Welche deutsch-jüdischen Persönlichkeiten sind in Tel Aviv verstorben?“

Zunächst wählt man die Suchfunktion „Sterbeort“, und beginnt mit den ersten Buchstaben des Ortsnamens. Die Auto-Complete-Ergebnisse ergeben diese Varianten:

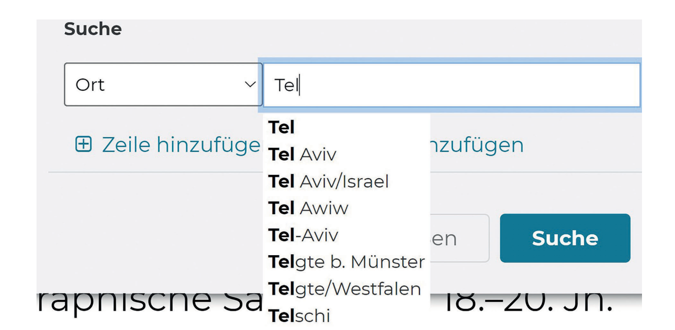


Abb. 3: Auto-Complete-Funktion bei der Ortsnamensuche

In einem zweiten Schritt fügt man Zeilen mit einer Oder-Verknüpfung hinzu, um alle Schreibweisen zu berücksichtigen:

den bisher identifizierten Fällen handelt es sich nicht um Personen, die im „Lexikon“ Aufnahme gefunden haben).

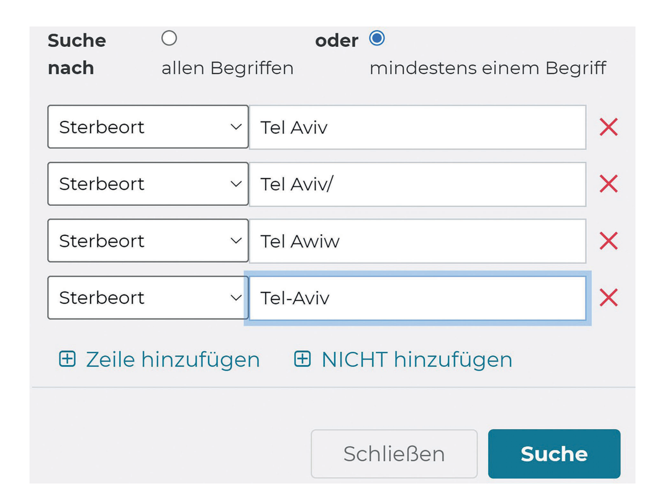


Abb. 4: Oder-Verknüpfung bei Ortsvarianten

Die Suche ergibt 65 Treffer, darunter Personen wie Chaim Viktor Arlosoroff, Leo Kestenberg, Kurt Blumenfeld und Max Brod.

Filterfunktion

Bleiben wir bei dieser Suche, dann lässt sich in einem weiteren Schritt in den Suchergebnissen filtern: Etwa nach Personen, die in Tel Aviv verstorben sind und einen Bezug zu Berlin hatten. Für diese Einschränkung kann im linken Bereich auf der Suchergebnis-Seite in der Kategorie „Ort" nach „Berlin" gefiltert werden. Hier finden sich 21 Personeneinträge, darunter Kurt Blumenfeld oder Sammy Gronemann. Auch hier sind allerdings Varianten von Ortsnamen zu berücksichtigen, die am besten gezielt recherchiert werden.

Vollständig überarbeitet: die Kategorie „Beruf"

Während eines Workshops, der im Oktober 2021 zur Datenbank „Archiv Bibliographia Judaica – Deutschsprachiges Judentum Online" im Verlag De Gruyter in Berlin abgehalten wurde, hatte sich der Konsens herauskristallisiert, dass die Suchkategorie „Beruf" in der aus dem Archiv übernommenen Terminologie zu heterogen ist, um sinnvoll genutzt werden zu können.[3] Im Anschluss daran konstituierte sich eine Arbeitsgruppe, um Reformmöglichkeiten für diese Kate-

3 Der Tagungsbericht von Annette Wolf ist auf H-Soz-Kult erschienen: Tagungsbericht: Jüdische Akademikerinnen im Archiv Bibliographia Judaica, 14.10.2021–15.10.2021 Berlin, in: H-Soz-Kult, 06.01.2022, <www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-9241>.

gorie zu eruieren. Neben dem Herausgeber, Dieter Burdorf, nahmen an der Diskussion die Workshop-Teilnehmerinnen Kerstin von der Krone und Annette Vogt sowie Verlagsmitarbeiterinnen teil. Das Ergebnis: Die „Berufe“ werden durch allgemeinere „Tätigkeitsbereiche“ als Suchkategorie ersetzt. Diese Tätigkeitsbereiche basieren nun auf der Grundstruktur der Berufssystematik des „World Biographical Information System“[4], die für das ABJ angepasst wurde. Ziel war eine deutliche Reduktion der Anzahl suchbarer Berufe, wobei die ursprünglichen Bezeichnungen weiter im Volltext gesucht werden können. Finden sich im „Lexikon“ und im Archiv Berufe wie „Afrikaforscher“, „Dadaist“, „Filmhistorikerin“ oder „Oberbibliothekar“, sind diese nun in größer gefassten Tätigkeitsbereichen subsumiert, z. B. „Politik“, „Recht“ oder „Naturwissenschaften“. Da das ABJ einen deutlichen Schwerpunkt auf Personen aufweist, die einen geisteswissenschaftlichen Bezug haben, kann hier differenziert nach den folgenden Tätigkeitsfeldern gesucht werden:
1. Philosophie;
2. Geschichtswissenschaft, Archäologie und Ethnologie;
3. Sprach- und Literaturwissenschaften, Philologien;
4. Kunstgeschichte und Musikwissenschaft;
5. Geisteswissenschaften: sonstige.

Die Zuweisung der Bereiche erfolgte über Listen, in denen die Redakteurin Saskia Thieme die entsprechenden Berufe zugeordnet und teilweise neu vergeben hat.

Geschlecht

Die Kategorie des Geschlechts wurde vom Verlag während der redaktionellen und technischen Umsetzung des Archivs in eine Datenbank umgesetzt: Gesucht werden kann mit „weiblich“ bzw. „männlich“ (bei einer kleinen Anzahl von Personen ist das Geschlecht „unbekannt“ und so auch markiert). Mit einer Und-Verknüpfung lassen sich mit dieser Suchfunktionalität Recherchen durchführen, die nur auf weibliche oder nur männliche Personen zielen. So lassen sich etwa alle Frauen finden, die im Bereich der Philosophie tätig waren.

Geburts- und Sterbedatum

Die Kategorie „Geschlecht“ lässt sich auch mit der weiteren Suchkategorie von Geburtsdatum oder Sterbedatum kombinieren. Im Screenshot wird nach allen weiblichen Personen gesucht, die zwischen 1900 und 1920 geboren wurden.

---

4 World Biographical Information System Online (WBIS Online), https://www.degruyter.com/database/WBIS/html, Berlin: De Gruyter 2017 ff.

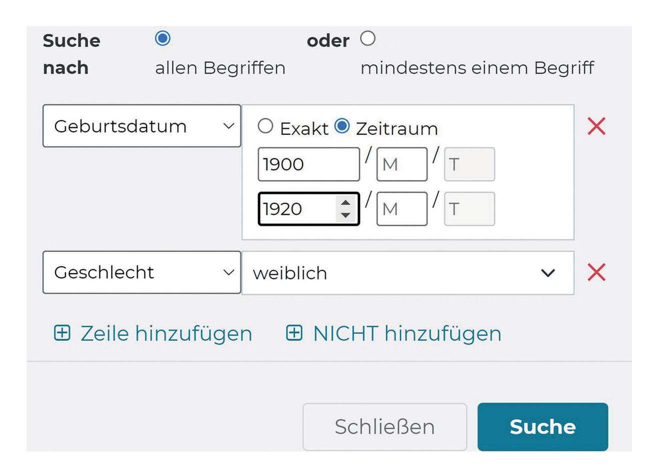


Abb. 5: Kombinierte Suche nach Geschlecht und Geburtsdatum.

Literatur

Die Verwendung der Suchkategorie „Literatur" ermöglicht die Suche ausschließlich in den bibliographischen Teilen der Datenbank, d.h. den entsprechenden Abschnitten der „Lexikon"-Einträge sowie den Bibliographien der gescannten Werke-Kartei. Die Inhalte dieser Karteikarten gehen über eine reine Bibliographie deutlich hinaus. Im Vorwort des letzten Bandes des „Lexikons deutsch-jüdischer Autoren" beschreibt Renate Heuer die Auswahl der Werke und Inhalte der bibliographischen Kartei mit diesen Worten:

> Werke mit spezifisch jüdischer Thematik bzw. Stellungnahmen zu jüdischen Fragen sind in dieser Kartei zusätzlich mit Annotationen zum Inhalt versehen und ermöglichen auf diese Weise den fokussierten Zugriff für Forschungen zur deutsch-jüdischen Thematik."[5]

Die teilweise sehr ausführlichen Erläuterungen zu bibliographischen Einträgen, teilweise auch Zusammenfassungen und Exzerpte, stellen auf jeden Fall ein besonderes inhaltliches Merkmal des Archivs dar.

Beispiel: Mit der Suche nach „Goethe" in der Literatur-Kategorie der Datenbank finden sich entsprechend alle Einträge, in denen sich bibliographische Bezüge zu Goethe finden. Bei Walter Mehring etwa das folgende kommentierte Fundstück:

5 Renate Heuer: Vorwort. In: dies. u.a.: Archiv Bibliographia Judaica. Lexikon deutsch-jüdischer Autoren. Bd. 21. Nachträge und Gesamtregister. Berlin, Boston: De Gruyter 2013, S. VIII–XI, hier S. VIII.

> Pg. Goethe. [Aufsatz über die unterschiedliche Umdeutung Johann Wolfgang von Goethes während der Gedenkwochen zu seinem 100. Geburtstag, anl. eines Berichts im „völkischen [sic] Beobachter“ über eine Vortragsreihe „Goethe und die Welt“] In: Wb, 28, I (1932), S. 285–288

Abkürzungen wie „Wb“ sind in der Datenbank mit einer gepunkteten Linie gekennzeichnet und können per Mouse-over aufgelöst werden (in diesem Fall: „Weltbühne“): Beim Zeigen mit der Maus auf die Abkürzung erscheint in einem Textfeld die Auflösung.

Browse- und Filterfunktion

Über die Browse-Funktion gibt es die Möglichkeit, sich alle Einträge in alphabetischer Reihenfolge anzeigen zu lassen. Nach dem Klick auf den Browse-Button muss dafür zunächst die Sortierreihenfolge auf „Titel A-Z“ eingestellt werden. Im linken Bereich stehen nun alle Suchkategorien als Filter zur Verfügung, wobei die jeweiligen Trefferzahlen in der gesamten Datenbank angezeigt werden, z. B. steht Berlin unter dem Filter „Sterbeort“ ganz oben, da hier die meisten Personen, die im Archiv behandelt werden, gestorben sind.

Alternativ oder in Kombination mit der erweiterten Suche kann über die Filter die Treffermenge eingeschränkt werden: So können z. B. in einem ersten Schritt zunächst über den Filter „Geschlecht“ alle weiblichen Personen des Archivs ausgegeben werden, um danach über den Filter „Ort“ alle Frauen mit einem Ortsbezug zu Breslau zu finden.

Schnittstellen

Eine weitere Dimension der Suche im ABJ ist die Möglichkeit, über fünf Schnittstellen zu weiteren externen Informationen über die recherchierten Personen zu gelangen: Wo immer möglich sind die biographischen Einträge über die Gemeinsame Normdatei (GND) und Virtual International Authority File (VIAF) eindeutig zuzuordnen; zudem wird zur Deutschen Biographie (ADB/NDB) verlinkt. Dank einer Kooperation mit der Frankfurter Universitätsbibliothek ist es sogar möglich, über die Schnittstelle „Judaica UB Frankfurt“ direkt zu frei zugänglichen Volltexten zu gelangen.[6] In ähnlicher Weise ist zur Judaica Europeana verlinkt.

So gelangt man etwa im Eintrag zu Max Brod über den Link zur Frankfurter Judaica-Sammlung zu den dort vorhandenen frei zugänglichen 38 Schriften von ihm.

---

6 Wir danken Kerstin von der Krone, der Leiterin der Hebraica- und Judaica-Sammlung an der Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, sowie ihrer Vorgängerin, Rachel Heuberger, für die freundliche Ermöglichung dieser Schnittstelle.

Wirkungsort	Prag; Tel; Aviv
Steininger-Sammlung	III 46:19–48:9

GND **VIAF** **Judaica Europeana** **Judaica UB Frankfurt**

Abb. 6: Schnittstellen zu anderen Quellen innerhalb der ABJ.

Ausblick

Das „Archiv Bibliographia Judaica", das lange Jahre seinen Ort in einer repräsentativen Villa der Universität Frankfurt hatte, war immer auch ein eindrucksvolles Denkmal der Leerstelle, die durch die Vernichtung der deutschen Judenheit im Holocaust entstanden ist. Bewusst wurden im Archiv nicht nur prominente Jüdinnen und Juden aufgenommen, sondern all jene, die zum kulturellen Leben beigetragen haben. Da es die physische Repräsentanz des Archivs mittlerweile nicht mehr gibt, tritt nun die Datenbank an ihre Stelle, und es verbindet sich mit ihr die Hoffnung, dass durch sie der Verlust deutsch-jüdischer geistiger Präsenz auch quantitativ fassbar wird: In ihren Möglichkeiten, Milieus, Kohorten und Personen, die in ähnlichen beruflichen Kontexten tätig waren, zu recherchieren, ist es erstmals möglich, jenseits individueller Recherchen auch kollektivbiographische Ansätze der Recherchen zu unternehmen und die deutsch-jüdische Leerstelle auf diese Weise in ganz unterschiedlichen Dimensionen fassbar zu machen.[7]

7 Wichtige Impulse für diesen Ansatz kamen während des Workshops von Carola Groppe in Bezug auf Pädagoginnen und Sozialwissenschaftlerinnen; siehe dazu auch den in Anm. 3 erwähnten Tagungsbericht von Annette Wolf.

Tilmann Gempp-Friedrich

Zur Geschichte des Archivs Bibliographia Judaica

Einleitung

Die Bibliographia Judaica und später das Archiv Bibliographia Judaica hatten es sich zur Aufgabe gemacht, möglichst alle Jüdinnen und Juden, die auf Deutsch veröffentlicht haben, zu erfassen. Dabei standen nicht nur Literat*innen im Fokus, sondern auch geistes- und gesellschaftswissenschaftlich orientierte Autor*innen. Die Lebensdaten und die Veröffentlichungen dieser Personen wurden identifiziert und ihre Werke in Autopsie bibliographiert. Hierbei sollte keinerlei Wertung vorgenommen oder gar eine Auswahl getroffen werden, vielmehr war es das Ziel, auf unvoreingenommene Weise den jüdischen Beitrag an der deutschen Kulturgeschichte seit 1750 zu erfassen und darzustellen.

Wie so oft liegt auch dieser Anfang im Dunkeln und es entwickelte sich die eine oder andere Legende darum. Je weiter in der Vergangenheit dieser Beginn liegt, umso schwieriger scheint es, sich dem anzunähern, was den Tatsachen am nächsten käme. Unstrittig ist wohl, dass der Aphoristiker Elazar Benyoëtz und die promovierte Germanistin Renate Heuer Mitte der 1960er Jahre in Berlin aufeinandertrafen und gemeinsam die Bibliographia Judaica ins Leben riefen.

Die Eltern von Elazar Benyoëtz, der 1937 noch in Österreich geboren wurde, konnten sich mit ihm 1938 nach Palästina retten. Dort legte er 1959 ein Rabbinerexamen ab und widmete sich Lyrik und Aphorismen, sowohl als Autor wie auch als Herausgeber. Im Jahr 1964 kam er mit der Idee, Beiträge für eine deutsch-hebräische Lyrikanthologie zu sammeln, nach Berlin und musste feststellen, dass es kein verfügbares Standardwerk zu jüdischen deutschsprachigen Autor*innen gab. Bei seiner Recherche begegnete er Renate Heuer, die zu dieser Zeit in einem Verlag arbeitete. Renate Heuer, eine 1928 geborene nichtjüdische Deutsche, hatte selbst schon erste Ideen für ein Lexikon deutsch-jüdischer Autor*innen und so

Anmerkung: Dieser Beitrag ist im Kontext des vom Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst geförderten LOEWE-Forschungsschwerpunkts „Religiöse Positionierung. Modalitäten und Konstellationen in jüdischen, christlichen und islamischen Kontexten“ an der Goethe-Universität Frankfurt und der Justus-Liebig-Universität Gießen entstanden.

 https://doi.org/10.1515/9783110785302-004

kam es, wie es in einer internen Dokumentation heißt: „Beide schmissen ihre Pläne zusammen und zogen nach Berlin ins Hansaviertel Bartningstraße.“[1]

Ganz so einfach und schnell ging es dann aber wohl doch nicht.

Die Anfänge der Bibliographia Judaica

Der Übergang von einer Idee zu einem Projekt erfolgte im Jahr 1966, als ein erster Finanzierungsantrag, der damals von den Berliner Professoren Eberhard Lämmert, Michael Landmann und Jacob Taubes bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft gestellt wurde, erfolgreich war.[2] Die ersten beiden Jahre arbeiteten Renate Heuer und Elazar Benyoëtz zu zweit und gemeinsam, bevor 1968 Benyoëtz nach Israel zurückging. Er blieb dem Archiv weiterhin verbunden und arbeitete ihm beispielsweise durch Zeitschriftenrecherche oder Kontakt zu in Israel lebenden Angehörigen zu. Die ersten Mitarbeiter*innen, meist noch ehrenamtlich, konnten gewonnen werden. Eine große Hilfe in den Anfangsjahren war beispielsweise Erna Seitz, die Witwe des Schriftstellers Robert Seitz, da sie „viele Künstler [kannte] und mit ihren lebendigen Erzählungen viel zur Arbeit beitragen [konnte].“[3] Zu nennen sind hier weiterhin Ursula Sternberg und Klaus von Welser.

Nach drei Jahren übernahmen die Professoren Wieland Schmidt, Berlin, und Paul Raabe aus Wolfenbüttel die Projektleitung, und es wurde der Umzug nach Frankfurt am Main geplant. Mit der Übernahme der Forschungsleitung durch den leitenden Bibliotheksdirektor der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, die heutige Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, entstand ab 1972 eine längerfristige wissenschaftliche Begleitung der Bibliographia Judaica. Bis 1978 übernahm Clemens Köttelwesch diese Aufgabe und gab sie an seinen Nachfolger, Klaus-Dieter Lehmann, weiter. Aufgrund der speziellen Umstände, dass Renate Heuer de facto die Projektleiterin war, als Privatperson ohne eine Anbindung an ein Forschungsinstitut oder eine Universität jedoch kaum die Möglichkeit hatte, Anträge auf Förderung einzureichen, entstand eine gewisse

---

1 Wahrscheinlich anlässlich des Umzugs 1984 in die Schwindstraße in Frankfurt wurde eine handgeschriebene, bebilderte Chronik angelegt, deren Urheberschaft leider ungeklärt ist. Es kann vermutet werden, dass sie als Geschenk zum Einzug für Renate Heuer angefertigt wurde. Sie findet sich in den internen Unterlagen des Archivs Bibliographia Judaica e.V. in Frankfurt am Main. Chronik, unpag. [S. 1]. Zu den Anfängen des Archivs Bibliographia Judaica vgl. auch den Beitrag von Jan Kühne und Anna Rosa Schlechter in diesem Band.

2 Vgl. Renate Heuer (Bearb.): Bibliographia Judaica. Verzeichnis jüdischer Autoren deutscher Sprache. Bd. 1: A–K. München: Kraus International 1981, S. V.

3 Chronik (wie Anm. 1), unpag. [S. 3].

Abhängigkeit von den jeweiligen ‚offiziellen' Projektleitern. Das nicht immer harmonische Gefüge und das stark schwankende Engagement der Leiter bedingten sich wahrscheinlich gegenseitig und führten auch zu einem häufigen Wechsel.[4]

Ebenfalls im Jahr 1972, als die ersten Karteikästen gefüllt waren, die ersten Archivordner angelegt und schon eine respektable Anzahl an Namen und Werken identifiziert worden war, bildete man auf Verlangen der DFG einen wissenschaftlichen Beirat, der die Arbeiten begleiten sollte. Dieser bestand bei der Gründung aus Herbert Franke (damals München), Clemens Köttelwesch (damals Frankfurt am Main), Eberhard Lämmert (damals Berlin), Klaus-Dieter Lehmann (damals Frankfurt am Main), Wieland Schmidt (damals Berlin) und Erich Zimmermann (damals Darmstadt). Mit dem Umzug nach Frankfurt, der Unterstützung des wissenschaftlichen Beirats und der Erfahrung der ersten Jahre konnte Renate Heuer „nun hier ein System in die Arbeit bringen, so daß man allmählich einen geordneten Aufbau erkennen konnte. Nach jeder DFG-Arbeitsbesprechung kam der bekannte Sternbergausspruch ‚was machen wir jetzt wieder anders?' Fr. Heuer entschloß sich nicht[s] mehr anders zu machen, sondern an ihrem Konzept festzuhalten […].“[5]

Intention und Konzept

„Nichts Geringeres war beabsichtigt, als den jüdischen Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte in seinem Gesamtumfang zu erfassen und bio-bibliographisch darzustellen.“[6] Grundlegend war die Forderung von Elazar Benyoëtz, dass sich die Deutschen selbst um dieses Desiderat kümmern sollten, und so wird im Vorwort des ersten Bandes der „Bibliographia Judaica“ festgehalten: „Tatsächlich hat die Bibliographia Judaica außer ihrem Initiator nur deutsche nichtjüdische Mitarbeiter und ist, seit sie 1966 Projekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft wurde, nur mit deutschen Geldmitteln finanziert worden […].“[7] Dies schuf allerdings auch Probleme der Legitimation eines solchen Projektes, das sich nicht zuletzt mit dem Phänomen „dieses deutsch-jüdischen Zusammenlebens“ vor der Vernichtung beschäftigen sollte. Einerseits schien es – gerade von deutscher Seite – eine

4 Es ist kaum möglich, alle Personen zu identifizieren, die als Projektleiter fungierten. Nach Klaus-Dieter Lehmann scheint der damalige Direktor des Frankfurter Stadtarchivs, Dietrich Andernacht, involviert gewesen zu sein.
5 Chronik (wie Anm. 1), unpag. [S. 6].
6 Vorwort. In: Heuer, Verzeichnis, Bd. 1 (wie Anm. 2), S. VII.
7 Ebd.

Anmaßung zu sein, die sich selbst als deutsch verstehenden Autor*innen kaum zwanzig Jahre nach der Shoah wieder als Jüdinnen und Juden zu kennzeichnen. Andererseits blieb die Frage oftmals unbeantwortet, ob es nicht eine ebensolche Anmaßung sei, die Werke, die gewaltsam aus dem deutschen Kulturkreis getilgt, die Bücher die verbrannt wurden und die Urheber*innen, die ausgeschlossen, verfolgt und ermordet wurden, einfach wieder als ‚deutsch' zu bezeichnen.

Ebenfalls schwierig gestaltete sich die Ausarbeitung einer Definition, was und wer den jüdischen Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte überhaupt ausmacht. Welche Kriterien waren zulässig und sollten angewendet werden, um diesen Beitrag zu identifizieren und zu dokumentieren? Wer war überhaupt Jüdin oder Jude, wer konnte und sollte Aufnahme finden? Aus orthodoxer Sicht fielen die ‚Vaterjuden' heraus, aber die Getauften wurden erfasst, nach liberal-jüdischen Maßstäben wurden nur Mitglieder der Religionsverbände erfasst, und die zionistische Sicht war mit ihrer teils ethnisch-biologistischen Definition und der in Teilen verbreiteten Vorstellung von einer ‚jüdischen Rasse' dem nationalsozialistischen Vokabular zu nahe. Nach langer Diskussion fanden schließlich Jüdinnen und Juden, Getaufte sowie Personen, die ein jüdisches Elternteil hatten, unerheblich, ob Mutter oder Vater, Eingang in die Bibliographia Judaica.

Eine weitere Abgrenzung war die Zuordnung zum deutschen Sprachbereich, innerhalb dessen die Autor*innen entweder lebten, „oder dem sie sich selbst durch die Sprache ihrer Publikation zugeordnet hatten."[8] Um den Umstand wissend, dass der Übergang von Jiddisch und Hebräisch zum Deutschen durchaus fließend war, und sich der Tatsache bewusst, dass die Festlegung auf eine Jahreszahl immer etwas Willkürliches hat, einigte man sich auf das Jahr 1750 als Beginn des Untersuchungszeitraums. Ein Ende des Zeitraums war flexibler definiert und sollte alle vor 1933 geborenen Autorinnen und Autoren umfassen, die, unabhängig vom Erscheinungsort, weiterhin auf Deutsch publiziert hatten oder haben.[9]

Arbeitsweise

Um mögliche Autorinnen und Autoren zu identifizieren, wurden die schon vor 1933 verfügbaren Lexika ausgewertet, aber auch bekannte Antisemitica herangezogen. Nachkriegswerke wie die 1959 überarbeitet erschienene Neuauflage von Sigmund Kaznelsons „Juden im deutschen Kulturbereich" waren ebenso hilfrei-

8 Internes Dokument: Vorstellung der Arbeit, S. 3.
9 Vgl. ebd., S. 4.

che Quellen. Eine äußerst umfangreiche Materialsammlung war das Lowenthalsche Privatarchiv. Dr. Ernst G. Lowenthal[10], oft als der Biograph des deutschen Judentums bezeichnet, gab bereitwillig Auskunft und stellte seine Unterlagen zur Verfügung. Namen konnten darüber hinaus auch in allgemeinen Nachschlagewerken identifiziert werden oder kamen im Laufe der Arbeit durch das Bibliographieren und die Auswertung von Zeitschriften neu hinzu. Nach der Identifizierung der Namen folgte die Verifizierung der zugrunde liegenden Lebensdaten und der jüdischen Herkunft durch eine umfangreiche genealogische Recherche in den Geburts-, Heirats- und Sterbematrikeln. Diese Arbeit gestaltete sich zu jener Zeit, als der ‚Eiserne Vorhang' noch Realität war, besonders schwierig. Die Zusammenarbeit mit Institutionen in der damaligen Deutschen Demokratischen Republik war wechselhaft und auch bei Auskünften aus anderen Staaten des Warschauer Pakts wie Ungarn oder der Tschechoslowakei war Geduld gefragt. Glücklicherweise kam es aber auch zu erfreulichen Kooperationen, wie beispielsweise mit dem Universitätsarchiv Prag, das zu einer verlässlichen Hilfe bei der Recherche wurde. Alle so gewonnenen Informationen wurden katalogisiert und, ob es nun Kopien, von Angehörigen überlassene Originalurkunden oder Exzerpte der unterschiedlichen Matrikel waren, im Archiv gesammelt und der Forschung zur Verfügung gestellt.

Wenn ein Name in die „Bibliographia Judaica" aufgenommen wurde, folgte die Identifizierung der Werke durch die einschlägigen Bibliographien, erweitert durch die Zeitschriftenauswertung, die durch den Ankauf der Steiniger-Sammlung deutlich erleichtert wurde. Nach Möglichkeit wurden alle Werke eingesehen und ausgewertet, um sie in Autopsie zu bibliographieren und Auszüge davon in einer Exzerptesammlung zu archivieren. Alle diese Informationen sind mit Quellenangabe auf Karteikarten vermerkt und folgen einem bestimmten Muster: Namenskarte mit Lebensdaten, Beruf, Kurzbibliographie; Quellenkarte mit weiterführenden biographischen Angaben, wie Eltern und der Ausweisung der genealogischen Quellen; Standardbibliographie; Autopsiekartei mit möglichen Annotationen und Hinweisen auf eventuell im Archiv vorliegende Exzerpte. Die Werkekartei gliedert sich in Werke, Rezensionen, Einzelbeiträge, Autographen – Briefe – Nachlässe, Literatur und Exzerpteverzeichnis.

---

10 Ernst Gottfried Lowenthal (1904–1994) war während der Weimarer Republik Mitglied des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens und Redakteur der auflagenstärksten jüdischen Zeitung, der C.-V.-Zeitung. Er kehrte schon 1946 von London nach Deutschland zurück und nahm eine wichtige Rolle bei der Erfassung und Sicherung jüdischen Kulturguts ein. Selbst veröffentlichte er 1981 „Juden in Preußen. Ein biographisches Verzeichnis". 1989 vermachte er sein Archiv der Staatsbibliothek zu Berlin.

Ein, im wahren Sinne des Wortes, unzählbarer Fundus für die Forschung, der stetig erweitert, ergänzt und korrigiert wurde. Den Umfang des gesamten ABJ zu erfassen wird nicht einfacher, wenn noch die über 100 Ordner umfassende Exzerptesammlung, die ungezählte Regalmeter umfassende Sammlung der genealogischen Recherche, der Korrespondenz mit Angehörigen und der Nachlässe hinzugenommen werden.

Die „Bibliographia Judaica"

Ohne eine Auswahl vorzunehmen und ohne den Versuch einer Kanonisierung wurden also Personen identifiziert, Daten verifiziert, Bücher aus aller Welt bestellt und die Werke in Autopsie bibliographiert oder aus Standardbibliographien übernommen. Die Karteikästen füllten sich immer schneller, die Ordner mit Exzerpten wurden immer dicker und die Korrespondenz mit Standesämtern, jüdischen Gemeinden, Archiven und Angehörigen umfangreicher. Etwa 20.000 Namen und mehr als 400.000 Karteikarten mit Werken kamen so zusammen. Ab 1981 konnten auch erste Ergebnisse der langjährigen Arbeit veröffentlicht werden und der Band 1, A–K, der „Bibliographia Judaica" erschien. Der zweite Band, L–R, konnte bereits drei Jahre später gedruckt werden, der dritte Band, S–Z, dann 1988. Um die Fülle an Änderungen, die sich immer wieder ergaben, abzubilden, wurde 1996 ein Nachtrags- und Ergänzungsband veröffentlicht. Diese als Findbücher konzipierten Bände erschlossen das über die Jahrzehnte angelegte Archiv und machten es möglich, eine Namensrecherche und die Ermittlung erster grundlegender Informationen auch von außerhalb tätigen zu können.

Von der Bibliographia Judaica zum Archiv Bibliographia Judaica e.V.

Da ab 1982 aus arbeitsrechtlichen Gründen eine weitere Förderung von Renate Heuer als Person durch die DFG nicht mehr möglich war, wurde nun versucht, zusammen mit Norbert Altenhofer, dem damaligen Leiter und engagierten Begleiter des Projektes, eine langfristige Lösung zu finden. Dabei wurde auch diskutiert, das Archiv in das im Entstehen begriffene Jüdische Museum Frankfurt zu überführen oder die Sammlungen dem Universitätsarchiv zuzuschlagen. Beide Lösungen stießen aus gutem Grunde bei Renate Heuer auf Ablehnung, trotz der prekären Situation der Bibliographia Judaica und ihrer drohenden eigenen Arbeitslosigkeit. In beiden Fällen wäre die Sammlung wohl magaziniert worden und

für die Forschung nur noch schwer zugänglich gewesen.[11] Aber auch sie selbst hätte sich von ihrem Lebenswerk trennen müssen.

Die Lösung bestand schließlich in einer Anbindung an das Institut für deutsche Sprache und Literatur II der Universität Frankfurt, allerdings als ein eingetragener Verein und nicht mehr als reine Projektanbindung. Die Motive hierfür waren: „Schaffung einer rechtlich selbstständigen Einrichtung als Träger des Archivs zur Erlangung öffentlicher Mittel und steuerbegünstigter Spenden für die Finanzierung der Archivarbeit nach Auslaufen der Förderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft und als Basis für die vorgesehene Anbindung des Archivs an die Universität Frankfurt am Main; Institutionalisierung des Archivs zur Sicherung seiner Erhaltung und Fortführung, wenn Frau Dr. Heuer dazu nicht mehr in der Lage sein wird."[12] Damit bekam die ehemalige Bibliographia Judaica am 17.08.1983 ihre bis heute bestehende Form als Archiv Bibliographia Judaica e.V.[13] Die Vereinbarung mit dem Institut und der Universität sah vor, dass zwar Räume zur Verfügung gestellt, aber keine Aufwendungen für Sachmittel oder gar Personalkosten übernommen werden.

Profitiert von dieser Assoziierung haben beide Partnerinnen. Die Universität konnte sich Publikationen, Vorträge und Lehrveranstaltungen gutschreiben, das Archiv konnte seine Sichtbarkeit im universitären Kontext stärken, eine größere Bekanntheit durch eigene Lehrveranstaltungen erreichen und hatte einen wesentlich einfacheren Zugang zu Fördermitteln, um Vorträge, Workshops und Konferenzen zu organisieren. Besonders der Lehrauftrag von Renate Heuer führte dazu, dass Studierende ins Archiv kamen und die Sammlung in der Lehre eingesetzt wurde.

Das „Lexikon deutsch-jüdischer Autoren"

Im Laufe der Recherchearbeiten war auch deutlich geworden, dass die Fülle an Material nicht nur durch die vier Findbücher erschlossen werden sollte, sondern durch das Lexikon auch die Informationen zugänglich gemacht werden sollten, die sonst nur über eine Recherche im Archiv selbst zur Verfügung standen. Da die Bände der „Bibliographia Judaica" lediglich eine alphabetische Liste von Namen, ergänzt durch Geburts- und Todesdatum sowie die jeweiligen Orte, eventuell mit Angabe des Berufes und einem Verweis auf die im Archiv selbst vorgehaltenen

---

11 Vgl. Norbert Altenhofer: Brief an Hans-Ulrich Korenke vom 30.01.1982. Der Brief befindet sich in den internen Unterlagen des Archivs.

12 Gründungsprotokoll des Archivs Bibliographia Judaica e.V. vom 17.08.1983.

13 Die Eintragung beim Amtsgericht datiert auf den 14.10.1983. Siehe Eintragungsurkunde.

Werkinformationen umfassten, sollte das Lexikon auch ausführlichere Informationen enthalten und eine Kontextualisierung vornehmen. In den nächsten Jahren, bis zum unerwarteten Tod Norbert Altenhofers 1991 wurde das Konzept für das „Lexikon deutsch-jüdischer Autoren" erarbeitet.

Trotz der Grundidee des ABJ musste für das Lexikon nun eine Auswahl von 1.300 Personen getroffen werden, dafür fanden nicht nur die biographischen Daten und eine Beschreibung der Werke Eingang, sondern auch wichtige Informationen zu den Lebensstationen und zum Freundeskreis. Mit den Rubriken „Gesellschaftspolitisches Engagement", „Politisches Engagement" und „Zionistisches Engagement", ergänzt durch „Stellung zum Judentum", war nun auch eine Verortung der Person innerhalb der Diskurse um Selbstverständnis und Zugehörigkeit möglich. Damit enthielten die 21 Bände, die von 1992 bis 2013 erschienen sind, nicht nur umfassende bio-bibliographische Angaben, sondern auch erste Impulse für eine diskursbasierte Auseinandersetzung.

Als Archiv und Lexikon 2001 zu einem Projekt der Akademie der Wissenschaften und Literatur in Mainz wurden, führte das nach anfänglicher Begeisterung jedoch schnell zu erbitterten Auseinandersetzungen über das weitere Konzept des Lexikons. Es standen wohl auch der Status sowie die Weiterbeschäftigung der Mitarbeiter*innen des Archivs zur Disposition, sodass die Zusammenarbeit unter hohem finanziellen Einsatz Heuers wieder gelöst wurde.[14]

Das Archiv Bibliographia Judaica e.V.

Allerdings blieb das Archiv Bibliographia Judaica, auch nach dem Selbstverständnis von Renate Heuer, immer noch Archiv und wurde nicht ‚nur' zu einem Lexikonprojekt. Die immensen bio-bibliographischen Informationen, die nicht Eingang in das Lexikon fanden, sollten der Forschung weltweit zugänglich gemacht werden und dazu anregen, den zugehörigen Kontext zu erforschen. In den Räumen des Archivs selbst konnte und sollte mit dem Material gearbeitet, gelernt und weitergeforscht werden; es sollten neue Projekte daraus entwickelt werden.

Das Archiv war gut in die Universität integriert und in der Stadtgesellschaft durch ein vielfältiges Angebot an Veranstaltungen sichtbar. Auch der Wunsch von Renate Heuer, als Archiv der Forschung zur Verfügung zu stehen, wurde spätes-

---

14 Es stellt sich als äußerst schwierig heraus, hierzu gesicherte und objektive Informationen zu erhalten. Daher sollte dieses Kapitel des ABJ, wenn denn irgendwann die Geschichte des Archivs umfänglich aufgearbeitet werden sollte, genauer beleuchtet werden. An dieser Stelle möchte ich es bei diesen wenigen und hoffentlich unverfänglichen Äußerungen belassen. – Vgl. hierzu auch den Beitrag von Karin Schlootz in diesem Band..

tens mit dem Umzug in die Räume der alten Professorenvilla in der Georg-Voigt-Straße erfüllt. Hier gab es genügend Platz für kleinere Seminare und Vorträge, aber auch Ausstellungen – am wichtigsten war jedoch, dass die Sammlung griffbereit vor Ort war und in den Räumlichkeiten nun damit gearbeitet werden konnte. Nationale und internationale Anfragen mussten erledigt werden und das Archiv war in der Forschungslandschaft etabliert. Wissenschaftler*innen und Studierende kamen, um zu recherchieren, und fanden bei Renate Heuer immer eine offene Tür, um Details ihrer Arbeiten zu besprechen, Literaturhinweise zu erhalten oder in anderer Weise von ihrem Wissen zu profitieren.

Das ABJ konnte aus seinen Beständen heraus seine Publikationen weiter ausbauen und es kam zur Gründung der Reihe „Campus Judaica“ im Campus Verlag Frankfurt. Hier wurden von 1995 bis 2013 meist biographische Arbeiten veröffentlicht, aber die 28 Bände umfassende Reihe enthielt auch Konferenzbände von eigenen Veranstaltungen, kommentierte Neuauflagen und Anthologien.

Im Jahr 2005 wurde die institutionelle Bindung an die Germanistik aufgehoben und eine Assoziierung mit dem Historischen Seminar begründet, so konnten die Räume behalten und die weiteren Arbeiten gesichert werden. Aus dieser Kooperation gingen neue Editionen hervor, wie der Briefwechsel zwischen Ludwig Börne und Jeanette Wohl. Am Lexikon wurde kontinuierlich weitergearbeitet und im Jahr 2013, ein Jahr vor dem Tod von Renate Heuer, erschien der abschließende Band 21 mit Nachträgen und einem Gesamtregister. Nicht zuletzt die Aufgabe des Campus Bockenheim durch die Universität Frankfurt führte dazu, dass das Archiv sich deutlich verkleinern musste und ein Publikumsverkehr nicht mehr möglich war.

Persönliche Beobachtungen

In den Gesprächen mit Frau Heuer schien es ihr immer wichtig zu sein, die deutsch-jüdische Symbiose in den Vordergrund zu rücken. Das hieß für sie die Suche nach dem Gemeinsamen und dem Besonderen, nach dem, was sich ergänzte, ohne sich auszuschließen. Es war nicht nur die Suche nach den Autor*innen und ihren Werken, es schien manchmal, als wäre es auch die Suche nach einer Zeit, die jüdisches und deutsches Leben nicht trennte, die Suche nach dem Bindestrich, nach dem Deutsch-Jüdischen, dem Jüdisch-Deutschen. Dabei ging es nicht um eine Glorifizierung oder eine Verklärung dieser nicht einmal zweihundert Jahre währenden deutsch-jüdischen Geistesgeschichte, nein, diese wurde immer sehr kritisch hinterfragt, die Reibungspunkte wurden herausgestellt, der gesellschaftliche und strukturelle Antisemitismus klar benannt, aber es

wurden auch die Räume hervorgehoben, die Möglichkeiten dargelegt, die es in dieser Zeit gab und die das Besondere einer gemeinsamen deutsch-jüdischen Kultur bedeuteten.

Die Definition, wer in diesem Falle dem Judentum zugerechnet wurde, machte das Vorhaben angreifbar. Es entstand der Eindruck, es werde gar keine Selbstzuschreibung akzeptiert und bei aller Abwehr biologistisch konnotierter Zuschreibungen in letzter Konsequenz doch eine Definition qua Abstammung gewählt. Im Falle der Findbücher zum Archiv kann dieses Vorgehen auch in aller Deutlichkeit kritisiert werden, denn ohne jede ausführliche Kontextualisierung entstand der Eindruck, alle hier verzeichneten Personen waren Teil einer unkritisch unterstellten gemeinsamen deutsch-jüdischen Geistesgeschichte. Erst in Form des später entstandenen „Lexikons deutsch-jüdischer Autoren" führte die Rubrik „Stellung zum Judentum" zu einer, nun auch sichtbaren, kritischen Auseinandersetzung mit dem Verhältnis der Autorinnen und Autoren zum Judentum und vice versa somit auch zur Positionierung innerhalb einer deutsch-jüdischen Kultur. Dies ermöglichte zumindest einen ersten Abgleich zwischen der Fremdzuschreibung und dem Selbstverständnis der einzelnen Autorinnen und Autoren.

Das Anliegen von Renate Heuer und auch das Credo von Elazar Benyoëtz war es, die Distanzierung von allem Jüdischen nicht zu wiederholen, sondern zu lernen und zu begreifen, sich als Deutsche nicht für inkompetent in Fragen des Jüdischen zu erklären, um so zu vermeiden, einer Auseinandersetzung mit der fast zweihundert Jahre dauernden gemeinsamen jüdisch-deutschen Kulturgeschichte aus dem Weg zu gehen.[15] Das verwies einerseits in die Vergangenheit und gab den Protagonist*innen der deutsch-jüdischen Kultur wieder eine Stimme, die ihnen allzu oft nach der Shoah abgesprochen wurde. Auf der anderen Seite wies es aber auch in die Gegenwart, da eine deutsche Beschäftigung mit dem jüdischen Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte immer auch sein einseitig beschlossenes und in die Vernichtung führendes Ende einschließen musste, sodass eine Auseinandersetzung über die eigene Verantwortung in der Konfrontation mit diesen Tatsachen stattfinden konnte.

Das ABJ hat sicherlich Pionierarbeit geleistet und es erstaunt immer noch, dass daraus kein großes Forschungsinstitut erwachsen ist. Aber auch mir wurde erst mit der Zeit bewusst, dass es nicht nur der unbestrittene Eigensinn und die ausgewiesene Meinungsstärke von Frau Heuer waren, die eine Institutionalisierung beziehungsweise dauerhafte Anbindung des Archivs an eine Institution oftmals verhinderten. Vielmehr veranlasste das gesunde Misstrauen einer Frau gegenüber den zu dieser Zeit ausschließlich männlich geführten Institutionen sie

15 Vgl. Vorstellung der Arbeit (wie Anm. 8), S. 2.

stets dazu, die Eigenständigkeit des Archivs zu verteidigen. Aneignungsversuche hat es einige gegeben und es hat viel Geld und noch mehr Kraft gekostet, das Archiv als offenen Ort der Forschung zu erhalten. Heute hat das Archiv keine eigenen Räume mehr und ist kaum vernünftig nutzbar. Dass es nun zu der schon lange geplanten Digitalisierung der Kartei gekommen ist, ist ein Glücksfall für die Forschung. Dennoch ist dem Archiv zu wünschen, dass es künftig auch wieder zu einem Raum in der analogen Welt wird, der zum Studieren und Recherchieren, zum Austausch und zur Diskussion einlädt.

Karin Schlootz

Erinnerungen an Renate Heuer (1928 – 2014)

Ich lernte Renate Heuer 1990 kennen, nachdem ich einen Zeitungsartikel über ihr Archiv gelesen hatte. Ich war neugierig, ob ich vielleicht Material über meine väterlichen Vorfahren dort finden würde, und meldete mich bei ihr. Sie lud mich in die Frankfurter Räume des Archivs ein, die mich mit der Fülle der gesammelten Daten stark beeindruckten: Eine ganze Regalwand war mit grünen Karteikästen gefüllt, die Abertausende von eng beschriebenen Karteikarten enthielten, daneben füllten etliche Ordner mit Notizen, Exzerpten und Zeitungsausschnitten mehrere Schränke, und vielerlei Bände von Lexika und Judaica bedeckten die übrigen Wände.

Die Sammlung dieser Daten war das Ergebnis ihrer unermüdlichen Suche nach Dokumenten in den Archiven, Kirchenbüchern, Behördenakten deutscher und deutschsprachiger Gemeinden in Deutschland und Osteuropa, auch in Israel, nach Briefen und Nachlässen verstorbener jüdischer Autoren, nach Zeitungsartikeln und vergessenen Büchern.

In den Räumen neben ihrem Büro arbeiteten damals viele Mitarbeiter: Vier bis sechs junge Germanistinnen und Germanisten schrieben jeweils an den Artikeln für das „Lexikon deutsch-jüdischer Autoren“, deren Bezahlung zu jener Zeit aus Fördermitteln der DFG gesichert war; zwei Pensionärinnen zusammen mit einer Hilfskraft bereiteten die Steininger-Artikel für die Microfiches auf, und zwei feste Mitarbeiter leisteten die notwendigen Vor- und Zuarbeiten. Die Steininger-Sammlung umfasst Zeitungsausschnitte zur jüdischen Kultur in Deutschland aus der Zeit von 1840 bis 1940, die von Carl Steininger gesammelt worden waren. Frau Heuer erwarb die Sammlung in Israel und sortierte sie nach Themen zur Veröffentlichung. Vom Saur-Verlag wurde sie ab 1995 als Mikrofiche-Edition herausgegeben. Renate Heuer leitete alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit großer Umsicht und Strenge. Sie strahlte Würde und Autorität aus.

Ich wurde nicht fündig in den Karteikarten des Archivs, da meine näheren väterlichen Vorfahren Naturwissenschaftler und Bankiers gewesen waren und ein weiter entfernter Oberrabbiner ausschließlich auf Hebräisch veröffentlicht hatte. Die Forschungsobjekte des Archivs aber waren Literaten und Philosophen, die ihre Werke auf Deutsch verfasst hatten.

Wir kamen ins Gespräch, und ich erzählte ihr, dass ich gerade auf der Suche nach einem Thema für meine Magisterarbeit sei, das einem jüdischen Schriftsteller oder einer jüdischen Schriftstellerin gewidmet werden solle. Sie machte mir verschiedene Vorschläge, die ich erwog, aber letztlich verwarf wegen der schon vielfach erforschten und beschriebenen Autoren. Ich kam dann selbst über

 https://doi.org/10.1515/9783110785302-005

Schnitzlers „Professor Bernhardi“ auf Wolfs „Professor Mamlock“ und entschied mich für Friedrich Wolf, dessen Werke bis dahin nur in der sozialistischen Sichtweise der DDR rezipiert worden waren. Ich wollte die jüdische Thematik in seinen Dramen herausarbeiten, und das gefiel Renate Heuer. Sie bot mir an, meine Magisterarbeit zu begleiten. So legte ich ihr Kapitel für Kapitel meiner entstehenden Arbeit vor, und in den folgenden Diskussionen mit ihr lernte ich nicht nur viel über wissenschaftliches Arbeiten, sondern wurde insbesondere zu tieferer Beschäftigung mit dem Judentum angeregt.

Renate Heuer hatte das gleiche Alter wie meine Mutter, und mir fiel es leicht, Ratschlag und Kritik von ihr anzunehmen. Ich verstand auch gut ihre Beweggründe bezüglich der jüdischen Literatur. Die Angehörigen jener Generation waren bei der ‚Machtergreifung‘ kleine Kinder gewesen, sie beobachteten als Neun- und Zehnjährige voller Entsetzen die Zerstörung jüdischer Geschäfte unter Sprüchen wie *Kauft nicht bei Juden* und *Juda verrecke* und bemerkten verständnislos das allmähliche Verschwinden der jüdischen Mitschülerinnen im Gymnasium und der jüdischen Freunde der Eltern. Sie erlebten als Jugendliche die Schrecken des Kriegs in den großen Städten und die Entbehrungen danach, und erst mit dem Erwachsenwerden nach dem Krieg erfuhren sie nach und nach, welches Verbrechen im Namen ihrer Nation verübt worden war: die Ermordung von Millionen Juden. Ohne Teil an der Schuld zu haben, überkam sie ein tiefes Gefühl der Verstörung und Betroffenheit. Renate Heuer wollte angesichts des Verlustes so vieler jüdischer Leben wenigstens die Namen, die Lebenslinien und die Werke der Ermordeten und Verfolgten vor dem Vergessen retten, in dem Bereich, der der ihre war: die deutsche Literatur und Philosophie.

Da Renate Heuer auch einen regelmäßigen Lehrauftrag am germanistischen Institut der Universität innehatte, gab es immer wieder Studenten und Studentinnen, deren Arbeiten sie begleitete. In ihrem Nachlass fanden sich Stapel von Magisterarbeiten, die sie betreut hatte. Oft konnte sie diese Studierenden für eine zumindest zeitweise Mitarbeit im Archiv gewinnen. Dort gab es immer viel zu tun: So wurde eine Namensammlung von Rabbinern bearbeitet, und an einer Vorbereitung zur Zusammenstellung von Aufsätzen über jüdische Akademikerinnen saßen über die Jahre wechselnde Mitarbeiterinnen.

Es gab nicht nur die persönlichen Treffen, sondern regelmäßige Vorträge im Archiv, die Renate Heuer organisierte, anlässlich derer sich die verschiedensten Intellektuellen aus dem Universitätsbereich im Archiv versammelten. Auch Symposien veranstaltete sie, deren Vorträge dann in den „Jahrbüchern“ veröffentlicht wurden. Außerdem leitete sie immer wieder Gesprächskreise zu verschiedenen Themen, z. B. zu Moses Mendelssohn oder zu Felix Theilhaber, die ihr beide viel bedeuteten, wie auch zur jüdischen Aufklärung, die das Thema eines ihrer Bände in der „Judaica“-Reihe im Campus-Verlag wurde. Sie hatte das Be-

streben, jüngere Germanisten für die jüdischen Themen zu interessieren und zur Mitarbeit im Archiv zu gewinnen.

Ein schwerer Schlag für das Archiv und Renate Heuer persönlich war der plötzliche Tod Professor Altenhofers. Norbert Altenhofer (1939 – 1991) hatte 1983 mit Renate Heuer den Verein Archiv Bibliographia Judaica e.V. gegründet und war von Anbeginn die Verbindung des Archivs zum germanistischen Institut der Universität gewesen, mit seinem hohen Ansehen und Wissen ein unschätzbar hilf- und einflussreicher Mentor. Immer hatte er Renate Heuer in der Archivplanung zu jeglichen Projekten unterstützt und selbst aktiv mitgearbeitet, sein Tod war ein schmerzlicher Verlust. Bis zu ihrem eigenen Tod stand ein Porträtfoto Norbert Altenhofers auf Renate Heuers Schreibtisch.

Die Satzung des Archivs schrieb vor, die Verbindung zum germanistischen Institut durch den Vorsitzenden des wissenschaftlichen Beirats des Archivs zu gewährleisten. So suchte und fand Frau Heuer einen neuen Unterstützer in Professor Leonhard Fiedler (geboren 1942). Mit großer Hilfsbereitschaft nahm er den neuen Auftrag an und übernahm auch die Doktoranden und Magisterstudenten von Professor Altenhofer, so auch mich. Meine Arbeit war schon fertig, er nahm mich zur Prüfung an und wurde danach der Doktorvater meiner geplanten Dissertation, die ich leider nie vollendete. Immerhin gab mir Renate Heuer die Gelegenheit, mein Thema der jüdischen Ethik bei Friedrich Wolf in einem Archivvortrag zu präsentieren und als einen Beitrag in einem ihrer Judaica-Bände zu veröffentlichen.

Nachdem sich die frühere Schatzmeisterin Dr. Ruth Lindmar 2003 von dieser Aufgabe befreien wollte, fragte mich Frau Heuer, ob ich bereit sei, mich bei der nächsten Mitgliederversammlung der Wahl zur neuen Schatzmeisterin zu stellen. Sie hatte Vertrauen zu mir und meiner Unterstützung gefasst. Ich sagte zu und wurde nach der Wahl auch gemäß Satzung zum Mitglied des Vorstands und wissenschaftlichen Beirats. In dieser Funktion konnte ich ihr in den kommenden Auseinandersetzungen zur Seite stehen.

Renate Heuer und ich besuchten gelegentlich gemeinsam Vorträge zu jüdischen Themen und von jüdischen Vortragenden. So besuchten wir einmal einen Vortragsabend mit verschiedenen Rednern in Mainz, wo unter anderen auch der israelische Dichter Elazar Benyoëtz (geboren 1937) sprach. Benyoëtz, aus Österreich stammend, hatte einst 1964 mit Renate Heuer das Projekt der Recherchen zu jüdischen Autoren als Sammlung Bibliographia Judaica ins Leben gerufen, das ihr Lebenswerk werden sollte. Er war dann nach Israel zurückgekehrt. Nun trafen sie sich hier wieder, und ich staunte über die Wandlung, die mit Renate Heuer vor sich ging. Die sonst so Strenge wurde ganz weich und mädchenhaft im Gespräch mit Benyoëtz, lächelte und scherzte. Auf der Rückfahrt fragte ich sie nach der

Geschichte ihrer Beziehung zu Benyoëtz, aber sie vertröstete mich auf später. Sie kam nicht wieder darauf zurück. Aber an diesem Abend bot sie mir das Du an.

Die Arbeit am „Lexikon deutsch-jüdischer Autoren“ stand im Mittelpunkt der Arbeit des Archivs. Das Lexikon war auf 20 Bände angelegt. Frau Heuer hatte eine Auswahl von etwa 1.200 Autoren aus ihren gesammelten 65.000 Namen von Schriftstellern getroffen, über die Artikel verfasst werden sollten (am Ende wurden es 21 Bände mit fast 1.300 Autoren-Artikeln). Für diese Artikel hatte sie ein genaues Schema entworfen, das von den Verfassern der Artikel penibel zu beachten war. So sollten keine Essays geschrieben werden, sondern es sollten Informationen in verschiedene Rubriken eingefügt werden, die je nach Autor unterschiedlich zu gewichten waren. Die Rubriken waren folgende:

> 1. Name, Lebensdaten, Eltern und Kinder; 2. Ausbildung; 3. Lebensstationen; 4. Freundeskreis; 5. Gesellschaftspolitisches Engagement; 6. Stellung zum Judentum; 7. Mitarbeit an Zeitungen und Zeitschriften; 8. Nachlaß; 9. Briefe; 10. Literatur; 11. Werke.

Frau Heuer hängte für jeden geplanten Band eine Lemmataliste mit den Autoren im Archiv auf, aus der sich die Artikelschreiber die ihnen bekannten oder sie interessierenden aussuchen konnten. Der Rest wurde verteilt oder von Frau Heuer übernommen.

Die Vorbereitung der Artikel, die Frau Heuer mit Hilfe ihrer zwei festen Mitarbeiter leistete, war sehr umfangreich: So waren die Namen und Lebensdaten der Autoren von den Dateikarten schon in das Schema eines Artikels eingepflegt, auch die Werke waren mit Erscheinungsdaten schon aufgelistet, ebenso eventuell verfasste Einzelbeiträge und Zeitungsartikel. Die Arbeit der Artikelschreiber bestand darin, sich die hauptsächlichen Werke zu beschaffen, aus Bibliotheken, Antiquariaten oder im Netz, und sich in sie einzulesen, um besonders die Rubriken *Stellung zum Judentum* und *Engagement* verfassen zu können. Auch aus den vorhandenen Exzerpten und Kopien von Rezensionen sollten die Artikel schöpfen. Außerdem mussten Zusammenfassungen und kurze Inhaltsangaben der einzelnen Werke geschrieben werden, wobei aussagekräftige Zitate Vorrang hatten vor ausführlichen Einschätzungen, beziehungsweise Zitate aus den Werken immer die eigenen Einschätzungen zu belegen hatten.

Jeden einzelnen Artikel lektorierte Renate Heuer persönlich, sie war sehr kritisch und kannte fast jeden Autor so gut, dass ihr Fehler auffielen. Diese Korrekturen sowie die umfangreiche Vorarbeit, die Renate Heuer durch die jahrzehntelange Sammlung und Zusammenstellung all der Daten zu den Autoren den Artikelverfassern bereits zur Verfügung stellte, waren der Grund, warum sie eine namentliche Kennzeichnung der Artikel ablehnte.

Anfang 2004, zum 11. Band des Lexikons, gewann Renate Heuer auch mich zu ihrer Schar von Artikelschreibern, die sie ihre „Knappen“ nannte. Drei Jahre zuvor aber hatte es eine Entscheidung Renate Heuers gegeben, die sie bereuen musste. 2001 lief die Förderung des Lexikons durch die DFG aus, und auf der Suche nach einer Anschlussunterstützung erhielt sie ein Angebot der Akademie der Wissenschaften in Mainz, die Finanzierung zu übernehmen. Der Vertrag mit der Akademie sah vor, zwei der bislang frei beschäftigten Artikelverfasserinnen in feste Arbeitsverträge zu übernehmen, und zusätzlich einen weiteren Verfasser, den die Akademie selbst beibrachte. Diesem wurde durch die Akademie die wissenschaftliche Leitung über das Verfassen der Lexikon-Artikel und die administrative über das Lexikon insgesamt übertragen.

Bald stellte sich heraus, dass dadurch Frau Heuer aus ihrem eigenen Projekt herausgedrängt wurde. Der neue Bearbeiter stellte neue Richtlinien auf, die ihr früheres Schema völlig verwarfen, so dass alle Artikel letztlich als umfassende Essays geschrieben wurden und mit namentlicher Kennzeichnung veröffentlicht werden sollten.

Frau Heuer waren die Hände gebunden, denn jetzt bestimmte eine Kommission der Akademie, in der sie und der seit 2000 amtierende Vorstand des wissenschaftlichen Beirats des Archivs, Professor Winfried Frey (geboren 1940), nur in der Minderheit waren, über den neuen Charakter des Lexikons. Nach zehn erfolgreichen Bänden unter ihrer Regie sollte das gesamte Schema nach abweichenden Vorstellungen verändert werden. Auch schrieben die drei Artikelverfasser zwar weiterhin auf der Grundlage der gesammelten Heuer’schen Dateikarten, aber sie ließen sich sehr viel mehr Zeit als die früheren Verfasser, so dass der Eindruck entstand, sie verzögerten die Fertigstellung im Interesse lang andauernder fester Verträge.

Renate Heuer wurde zunehmend verzweifelt, wie ihr das Lexikon entglitt, ohne dass sie einen erkennbaren Fortschritt in den Arbeiten beobachten konnte. Im März 2004 schrieb sie an die Akademie: „Nach mehr als zweijähriger Arbeit am Lexikon existiert kein druckfertiges Manuskript, sondern ein Bündel von in sich und untereinander uneinheitlichen Artikeln, die alle noch einmal gründlich korrigiert werden müssen [...]. Von den Bearbeitern der Akademie war die alte Bandeinteilung, die ich 1995 vorgenommen hatte, durch unsinnige Anschwellungen der Artikel überschritten worden.“

Da die Akademie auf ihre Kritik nicht einging, wollte sie schließlich den Vertrag mit der Akademie lösen. Das erwies sich als schwieriger Prozess, der lange dauerte und mit hohen Kosten und dem Verlust einiger Mitarbeiter endete. Schließlich war die Trennung vollzogen, aber Renate Heuer musste nun die Organisation des Lexikons völlig auf eigene Beine stellen. Der 12. Band musste nach

ihrem altbewährten Schema ganz neu verfasst werden. Viel Zeit war verloren. Auch trennte sich Professor Frey wegen dieser Entscheidung vom Archiv.

Nur mit der großzügigen finanziellen Unterstützung ihrer eigenen Familie Krahn in Hamburg konnten das Archiv und das Lexikon weitergeführt werden. Auch die beiden festen Mitarbeiter, die für Frau Heuer unentbehrlich waren, wurden bis zum Schluss von ihrer Familie bezahlt. In den folgenden Jahren blieb Frau Heuer noch eine kleine Schar von „Knappen“ treu, unter ihnen Jürgen Eglinsky, der an dem ersten Band des Briefwechsels zwischen Ludwig Börne und Jeanette Wohl arbeitete, Julia Knölker, die immer im Archiv geholfen hatte, und Rainer Brändle bis zu seinem frühen Tod. Er prägte die Charakterisierung Renate Heuers als „wandelndes Lexikon“, die auf ihren immensen, immer abrufbereiten Wissensschatz anspielte. Die meisten Artikel verfasste Renate Heuer selbst.

Sie war zäh und aufopfernd in ihrer Arbeit, nach einem Hüftbruch 2010 traf sie sich noch im Krankenhaus mit Professor Ludger Heid, mit dem sie den letzten, 27. Band der Reihe Judaica herausgab, um die Zusammenstellung der Aufsätze zu besprechen. Auch nach dem Klinikaufenthalt saß sie mit Schmerzen täglich am Computer in ihrem Arbeitszimmer im Archiv, wohin ein Mitarbeiter ihr die Treppe hinaufhalf.

Im Jahr 2012 erschien der letzte, 21. Band des Lexikons und das ganze Werk wurde in einer öffentlichen Feier mit Herrn K.G. Saur gewürdigt, dessen Verlag (später De Gruyter) durch alle Schwierigkeiten unverbrüchlich zu Renate Heuer gehalten hatte.

Nach dem Weggang von Professor Frey 2004 hatte Professor Ralph Rainer Wuthenow (1928 – 2013) die Verbindung zur Universität für viele Jahre übernommen. Danach fand sich kein Germanist für diese Aufgabe mehr, aber Professor Lothar Gall vom Historischen Institut war bereit, den Vorsitz des Wissenschaftlichen Beirats zu übernehmen. Unter seiner Ägide wurde 2012 das Projekt des ersten Bandes des Briefwechsels zwischen Ludwig Börne und Jeanette Wohl verwirklicht, in das Renate Heuer über viele Jahre Kraft und Arbeit gesteckt hatte. Sein Nachfolger im Vorsitz wurde PD Dr. Michael Maaser, der dem Archiv den letzten Raum in der Universität sicherte.

Renate Heuer hat es noch geschafft, die ihr wichtigsten Anliegen erfolgreich in die Welt zu bringen, bevor sie 2013 schwer erkrankte und im April 2014 verstarb.

Während ich dies schreibe, ist mir, als schaue sie mir mit kritischem Blick über die Schulter, ermuntere mich freundlich und schlage mir hier und da Verbesserungen vor.

So bleibt sie mir in Erinnerung.

Jan Kühne und Anna Rosa Schlechter

„Anthologia Judaica“

Zur hebräischen Vorgeschichte der „Bibliographia Judaica“ in Leben und Werk von Elazar Benyoëtz

Die Vorgeschichte der „Bibliographia Judaica“ ist eng verbunden mit Leben und Werk des hebräischen Dichters und deutschsprachig-jüdischen Aphoristikers Elazar Benyoëtz (*1937), den Renate Heuer 1981 als Initiator dieser von ihr realisierten „Bibliographia Judaica“ nannte, aus der das von ihr herausgegebene „Lexikon deutsch-jüdischer Autoren“[1] hervorging:

> Den ersten Anstoß zu dieser Arbeit [„Bibliographia Judaica“] gab Elazar Benyoëtz, der als freier Schriftsteller Anfang der sechziger Jahre aus Israel nach Europa gekommen war, um Gedichtbeiträge für eine deutsch-hebräische Lyrikanthologie zu sammeln, die er herausgeben wollte. Er suchte nach wissenschaftlichen Hilfsmitteln und mußte feststellen, daß es kein deutschsprachiges Werk gab, das ausreichende Vorarbeiten bot. [...] So war es naheliegend für Benyoëtz, dieses Desiderat der Forschung zu bezeichnen und sich für die Entstehung eines grundlegenden Werkes einzusetzen. Er warb in der Öffentlichkeit für seinen Plan, indem er Deutsche aufforderte, ihn zu verwirklichen: denn dies sei eine Sache, die von ihnen selbst aufgegriffen und durchgeführt werden müsse.[2]

Trotz dieser Übertragung der Verantwortung für die Aufarbeitung der nationalsozialistischen deutschen Vergangenheit an die Deutschen blieb Benyoëtz, als

---

1 Renate Heuer (Hg.): Lexikon deutsch-jüdischer Autoren. Archiv Bibliographia Judaica. 21 Bände. (Ursprünglich) München: Saur (Band 1–15); Berlin: De Gruyter (Band 16–21). 1992–2012. Neudrucke Berlin: De Gruyter 2012 (Band 13–15), 2014 (Band 1–12). Digitalisiert unter: <https://www.degruyter.com/serial/ldja-b/html?lang=de>. Zu dem zum Zwecke der Veröffentlichung des Lexikons gegründeten Verein Archiv Bibliographia Judaica e.V. und dessen digitalisiertem Bestand siehe die Beiträge dieses Bandes und die Datenbank „Archiv Bibliographia Judaica – Deutschsprachiges Judentum Online. Bio-bibliographische Sammlung, 18.–20. Jh.“, unter: <https://www.degruyter.com/database/abj/html>.

2 Renate Heuer: Vorwort. In: dies. (Hg.): Bibliographia Judaica – Verzeichnis jüdischer Autoren deutscher Sprache. Bd. 1. München: Kraus International 1981, S. VIII.

Anmerkung: Die Recherchen zu diesem Artikel entstanden in enger Zusammenarbeit mit dem Franz Rosenzweig Minerva Forschungszentrum an der Hebräischen Universität, dem für die freundliche Kooperation gedankt sei, besonders Benjamin Pollock, Naama Seri-Levi, Tammy Bashmashnikov und Ma’ayan Aharony. Insbesondere sei Elazar Benyoëtz für Bücher, Werk und Gespräch gedankt. Der vorliegende Beitrag verwendet Fallstudien aus: Jan Kühne, Anna Rosa Schlechter: Bücherblühen. Anfänge aphoristischer Autorenschaft bei Elazar Benyoëtz. In: Judaica. Neue Digitale Folge, Bd. 3 (2022). https://doi.org/10.36950/jndf.2022.16.

 https://doi.org/10.1515/9783110785302-006

Jude, an der Verwirklichung des in diesem Rahmen kontextualisierten Anthologie-Projekts durch eigene Recherchearbeiten beteiligt. Zunächst ab 1964 in Deutschland, aber auch nach seiner Rückkehr nach Israel im Jahre 1968 recherchierte er weiter für die „Bibliographia Judaica“. Insbesondere begann er jüdische Zeitschriften auszuwerten und erfüllte damit „eine besondere Aufgabe für das Forschungsvorhaben“, so Heuer im selben Band.[3]

Die Theologin und Historikerin Katharina Heyden stellte in einer ersten Untersuchung der Wechselbeziehungen zwischen Benyoëtz’ dichterischem Werk und seiner bibliographischen Arbeit bereits Vermutungen an, *dass* die Ursprünge der Idee zur „Bibliographia Judaica“ möglicherweise bereits in seiner bis vor wenigen Jahren noch gänzlich unerforschten, frühen hebräischen Schaffensphase in Israel zu finden seien.[4] Mittlerweile wurden weitere Quellen erschlossen, von denen dieser Beitrag zwei vorstellt. Diese bestätigen Heydens Vermutung und zeigen darüber hinaus ansatzweise, *wie* sich diese Idee aus dem israelischen Kontext entwickelte: einerseits aus einer geplanten Lyrikanthologie und Benyoëtz’ literarischer Prädisposition; andererseits aus seiner Ausbildung und Erfahrung als Bibliothekar und der zugrundeliegenden bibliographischen Leidenschaft. Beide Aspekte trugen wesentlich zur Entwicklung der Idee der Bibliographia Judaica bei und sind anhand seiner Autorenbibliothek nachvollziehbar, von der im Jahre 2021 ein Kernbestand für die Öffentlichkeit freigegeben wurde und auf die sich dieser Beitrag als Quelle stützt. Dieser Bestand wird im vorliegenden Beitrag durch einen frühen Text erschlossen, die um 1961 verfassten „Autobiographischen Mitteilungen“, welche erstmals Einblicke in die hebräische Vorgeschichte sowohl der Benyoëtz-Forschung als auch der zum Archiv Bibliographia Judaica erlauben.[5] Hervorgehoben werden soll dabei aber nicht nur die israelische Genese dieser in Deutschland verwirklichten Idee. Gefragt wird unter anderem, *wie* Idee und Verwirklichung der „Bibliographia Judaica“ auf der Zusammenarbeit von Renate Heuer mit Elazar Benyoëtz beruhten, die ihrerseits nicht nur den „Geist“ deutsch-jüdischer Kultur und Literatur in einem unmittel-

---

3 Ebd., S. V.

4 Katharina Heyden: Die Bibliographia Judaica als ‚Treffpunkt Scheideweg‘ im Werk von Elazar Benyoëtz. In: Michael Bongardt (Hg.): Zugrunde gegangen und hoch in die Jahre gekommen. Gabe zum 85. Geburtstag des Dichters von Elazar Benyoëtz. Würzburg: Königshausen & Neumann 2019, S. 73–99. Siehe auch die Dokumente zur Entstehung der „Bibliographia Judaica“ 1962–1970. In: ebd., S. 223–237. Weitere deutsche und hebräische Dokumente aus der Initialphase des Projekts befinden sich in der Autorenbibliothek von Benyoëtz am Rosenzweig-Zentrum und in seinem Vorlass in der Österreichischen Nationalbibliothek.

5 Wesentliche Aspekte liegen weiterhin im Dunkeln. Vgl. in diesem Band den Beitrag von Tilmann Gempp-Friedrich: Zur Geschichte des Archivs Bibliographia Judaica.

baren Post-Schoah-Kontext bibliographisch fixieren und poetisch avancieren wollten: Kann ihre persönliche interkulturelle Kooperation selbst als Ausdruck dieses kollektiven Geistes gelten?

Einleitung

Zum Verständnis der der „Bibliographia Judaica“ zugrundeliegenden Zusammenarbeit ist jener Weg nachzuvollziehen, der Benyoëtz Anfang der sechziger Jahre von Israel nach Deutschland führte – Jahrzehnte, bevor er einer der erfolgreichsten Aphoristiker zeitgenössischer deutschsprachiger Literatur wurde.[6] Diese Sprache war ihm in die Wiege gelegt, als er 1937 als Paul Koppel in Wiener Neustadt, Österreich geboren wurde. Kurz nach dem „Anschluss“ an das nationalsozialistische Deutschland flohen die Koppels nach Palästina, wo er hebräisch aufwuchs und die deutsche Sprache zunächst aus seinem Leben verschwand. Die Erziehung war durch die religiöse Literatur des jüdischen Kanons geprägt, so dass Benyoëtz erst später zur „wirklichen Literatur“ kam, wie er in seiner frühen, noch vor der Reise nach Deutschland geschriebenen autobiographischen Skizze schreibt. Damit ist eine „Literatur im westlichen, weiten Sinne“ gemeint, die für ihn weniger von einem moralisch-dogmatischen als von einem ästhetisch-reflexiven Anspruch gekennzeichnet war.[7] Dennoch ist kaum ein anderer zeitgenös-

6 Der Bekanntheitsgrad seiner kleinen literarischen Form nahm mit Verleihung des renommierten Adelbert-von-Chamisso-Preises 1988 zu. Fortan fehlen seine Texte in keiner einschlägigen deutschsprachigen Aphorismensammlung; zahlreiche Enzyklopädien und Handbücher zur deutschsprachig-jüdischen Gegenwartsliteratur vermerken Benyoëtz zumeist als israelischen Aphoristiker deutscher Sprache. Vgl. Christoph Grubitz: Benyoëtz, Elazar. In: Andreas B. Kilcher (Hg.): Metzler Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur. Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler 2000, S. 58 – 61. Siehe auch Friedemann Spicker: Der deutsche Aphorismus im 20. Jahrhundert. Spiel, Bild, Erkenntnis. Tübingen: Niemeyer 2004, S. 786 – 808; Friedemann Spicker: Wer hat zu entscheiden, wohin ich gehöre? Die deutsch-jüdische Aphoristik. Wien: Vienna University Press 2017. Paradigmatisch ist die Forschungsarbeit von Christoph Grubitz: Der israelische Aphoristiker Elazar Benyoëtz. Tübingen: Niemeyer 1994. Siehe auch Harald Fricke: Lyrische Aphoristik. Laudatio auf Elazar Benyoëtz zur Verleihung des Joseph-Breitbach-Preises durch die Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz am 20. 09. 2002. In: Lichtenberg Jahrbuch (2004), S. 185 – 189; Andreas Wittbrodt: ‚Hebräisch im Deutschen‘. Das deutschsprachige Werk von Elazar Benyoëtz. In: Zeitschrift für Deutsche Philologie 121 (2002), S. 584 – 606.

7 Elazar Benyoëtz: Autobiographische Mitteilungen, enthalten in einem Schreiben an Dr. Jakob Mittelmann (gefunden bei Margarete Susman). Vorlass Elazar Benyoëtz. In: Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek. Wien, Sign.: LIT 387/11, S. 5. Publiziert als: Elazar Benyoëtz: Autobiographische Mitteilungen (ca. 1961). Hg. v. Anna Rosa Schlechter und Jan Kühne. In: Judaica. Neue digitale Folge 3 (2022), S. 5. https://doi.org/10.36950/jndf.2022.17.

sischer deutschsprachig-jüdischer Schriftsteller so stark von der orthodoxen Tradition geprägt wie der in Jerusalem zum Rabbiner ordinierte Benyoëtz.

Sein erstes Gedicht wurde während seiner Jugendzeit als Talmudschüler im Alter von 15 Jahren veröffentlicht.[8] Fünf Jahre später erschien in Tel Aviv, dem säkularen Zentrum Israels, sein erster hebräischer Gedichtband unter dem Künstlernamen Elazar Benyoëtz (אלעזר בניועץ).[9] Zu dieser Zeit leistete er bereits Wehrdienst in der israelischen Armee, wurde verletzt und musste seinen heroischen Bubentraum aufgeben, Kampfoffizier zu werden. Stattdessen wurde er zum „Kulturoffizier“ berufen und als Bibliothekar ausgebildet. Im Anschluss an den Militärdienst folgte ein zweijähriges Grundstudium der Philosophie und hebräischen Literatur an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Daraufhin arbeitete er neben anderen „Brotverdiensten“[10] als Bibliothekar am Jerusalemer Rav-Kook-Institut (1958 – 1960), einem religiösen Forschungszentrum und Verlagshaus. Es folgte bis 1963 eine Anstellung im Archiv der Hebräischen Schriftstellerverbandes in Tel Aviv.[11] In diesen Jahren begann er systematisch Bücher zu sammeln, insbesondere deutschsprachig-jüdische Literatur, denn er war, so Benyoëtz rückblickend, „fest entschlossen, die Literatur der Juden in ihrer Vielfältigkeit kennenzulernen und für die gemordeten, verschollenen und vergessenen Dichter alles zu tun, was ein Dichter tun kann.“[12]

In dieser Zeit entwickelte sich Benyoëtz’ Hoffnung, mittels dichterischer und bibliographischer Arbeit wenigstens noch den „Geist“ des deutschsprachigen Judentums in die hebräische Literatur retten zu können, wie er es in einem Brief an Margarete Susman formulierte.[13] Er lernte dafür eigens Deutsch, dessen rudi-

8 Das Gedicht erschien in der orthodoxen Wochenzeitung Chason während seiner Zeit im talmudischen Internat, der Jeschiwa von Kfar Haroeh (eine religiöse Moschaw-Siedlung innerhalb der international anerkannten Grenzen Israels). Vgl. ebd., S. 2f.

9 *Zwiegespräch mit mir selbst* (עצמי לבין ביני). Im selben Jahr, am 02.07.1957, wurde er in die Hebräische Schriftstellervereinigung aufgenommen. Dem hebräischen Debüt folgten elf auf Hebräisch veröffentlichte Gedichtbände, sich anfangs noch mit den seit 1969 regelmäßig erfolgten, nunmehr über 70 Publikationen zählenden deutschsprachigen Buchveröffentlichungen überschneidend. Er publizierte auch vereinzelt Gedichte und Übersetzungen in verschiedenen hebräischen Zeitungen und Zeitschriften (darunter Haaretz, Moznaim). Zur aphoristischen Bedeutung des Künstlernamens „Elazar Benyoëtz“ vgl. Jan Kühne und Anna Rosa Schlechter: Bücherblühen – Anfänge aphoristischer Autorschaft bei Elazar Benyoëtz. In: Judaica. Neue digitale Folge 3. https://doi.org/10.36950/jndf.2022.16.

10 Benyoëtz, Autobiographische Mitteilungen (wie Anm. 7), S. 6.

11 Ebd., S. 20. Siehe auch das Archiv „Gnazim“ des Hebräischen Schriftstellerverbandes in Tel Aviv.

12 Elazar Benyoëtz: Aberwenndig. Mein Weg als Jude und Israeli ins Deutsche. Würzburg: Königshausen & Neumann 2017, S. 94.

13 Benyoëtz, Autobiographische Mitteilungen (wie Anm. 7), S. 9.

mentäre Kenntnisse seit der frühen Kinderzeit bei ihm brach lagen. So entstand die Idee zu einer Anthologie übersetzter deutschsprachig-jüdischer Lyrik, für die er 1962 zu Recherchen über Wien nach Westdeutschland reiste – primär als Dichter und nur sekundär als Jude, wie er rückblickend betonte.[14] Der als kurze Reise geplante Forschungsaufenthalt, der Benyoëtz vor allem nach Frankfurt am Main und nach Berlin führte, wuchs auf mehrere Jahre an. In dieser Periode begann sich „die deutsche Sprache seines Geistes zu bemächtigen“, so Max Zweig, und er begann fortan auch auf Deutsch zu schreiben.[15] Nach der Rückkehr nach Israel erschien 1969 in Berlin sein deutschsprachiges Debüt „Sahadutha“.[16] Das Nachwort zu dieser Aphorismensammlung schrieb, unter dem Synonym George Itamar, Renate Heuer, die er als Germanistin in Frankfurt am Main kennengelernt hatte. Aus dieser Begegnung entwickelte sich eine Zusammenarbeit, die sowohl die Orientierung von Heuers Forschungsarbeit hin zur deutschsprachig-jüdischen Literatur als auch den Werdegang von Benyoëtz zum deutsch-schreibenden Schriftsteller prägte. Denn Heuer überarbeitete die meisten seiner frühen, auf Deutsch veröffentlichten Schriften,[17] verfasste Vorworte zu seinen Aphorismen-Publikationen und übersetzte unter dem Pseudonym „Rina Jagon“ (hebr. „Freuda Kummer“) einige seiner hebräischen Gedichte ins Deutsche.[18] Ihre Besprechungen müssen als grundlegend für seine frühe Rezeption und Förderung als deutschsprachiger Dichter gelten.[19]

In dieser Periode individueller, grenzüberschreitender deutsch-jüdischer Zusammenarbeit – Mitte der 1960er Jahre, als in Westdeutschland die offizielle

14 Zu dieser Reise schrieb er: „Als ich Ende 1962 zu meinem deutschen Schicksal aufbrach [nach Westdeutschland reiste], wusste ich ebenso entschlossen wie ahnungslos nur zwei Dinge: dass ich ein Dichter und ein Jude war – in dieser Reihenfolge.“ Benyoëtz, Aberwenndig (wie Anm. 12), S. 98.

15 Max Zweig: Lebenserinnerungen. Gerlingen: Bleicher 1987, S. 234

16 Diese Reise brachte ihn in Israel anscheinend in Schwierigkeiten. Beispielsweise schrieb Israel Cohen im Jahre 1964 an Benyoëtz: „[...] mein Glückwunsch zu deinem neuen Gedichtband. Ich werde mich bemühen, einen Rezensenten zu finden; leicht wird es nicht sein. Dein Aufenthalt in Deutschland hat Dich in Verruf gebracht, ein hiesiger Schriftsteller wäre darum kaum in der Lage, sich Deiner vorurteilslos anzunehmen.“ Zit. nach Benyoëtz, Aberwenndig (wie Anm. 12), S. 94.

17 Elazar Benyoëtz: Vielzeitig. Briefe von 1958–2007. Bochum: Brockmeyer, S. 317.

18 Laut Benyoëtz sprach sie anfangs kein Hebräisch: „Renate Heuer war des Hebräischen nicht kundig, mein Deutsch war gerade unterwegs, die Sprachen trafen sich kaum.“ Benyoëtz, Aberwenndig (wie Anm. 12), S. 290. Zur vollständigen bibliographischen Angabe vgl. Benyoëtz, Vielzeitig (wie Anm. 17), S. 317.

19 Renate Heuer: Auf dem Weg nach Jerusalem. Moderne Dichtung aus Israel. In: Judaica 22 (1966), S. 25–61; dies.: Hebräische Poesie und jüdische Haltung. Zur Dichtung von Elazar Benyoëtz. In: Eckart Jahrbuch (1966/67), S. 248–256.

und systematische Aufarbeitung des NS-Regimes und seiner Verbrechen gegen die Menschheit erst begann – entwickelte sich die Idee zur „Bibliographia Judaica“. Entscheidende Impulse zu dieser Idee hatte Benyoëtz, der in diesem Kontext auch als „Ruhestörer“ in Reich-Ranickis Sinne gelten kann,[20] aus Israel mitgebracht. Aufschlussreich sind dabei, hier nochmals detailliert benannt, zwei bislang unbekannte Quellen: erstens die erwähnte autobiographische Skizze von Benyoëtz, die früher ansetzt als bisherige Forschungen über sein deutschsprachiges aphoristisches Werk und die „Bibliographia Judaica“.[21] Dieser um 1961 verfasste Brief legt nahe, wie sich sein bibliothekarisches und poetisches Schaffen in jener Zeit im Bezug auf die deutschsprachig-jüdische Literatur ergänzten. Neben dieser Archivquelle schöpft der vorliegende Artikel aus einer zweiten, aufgrund ihrer materiellen Dimensionen „sperrigen“ Quelle: Im Pandemie-Jahr 2021 übergab Benyoëtz eine Auswahl von 650 Büchern aus seiner zirka 10.000 Bände umfassenden Autorenbibliothek dem Franz Rosenzweig Minerva Forschungszentrum für deutsch-jüdische Literatur- und Kulturgeschichte an der Hebräischen Universität Jerusalem. Diese repräsentative Auswahlbibliothek enthält den kuratierten Kern seiner Autorenbibliothek.[22] Sie ist eine der wenigen und zugleich größten privaten Büchersammlungen in Israel, die noch den deutschsprachigjüdischen Kanon umfassen. Zugleich steht Benyoëtz als einer der Letzten für die Generation deutschsprachig-jüdischer Flüchtlinge und Migrantinnen nach Palästina und Israel, die so genannten Jeckes.[23] Seine in zwei Wohnungen – in Jerusalem und Tel Aviv – aufgeteilte Bibliothek diente über Jahrzehnte hinweg als Reservoir für private literarische Nachlässe und Buchsammlungen, insbesondere deutschsprachiger Juden in Israel.[24]

20 Marcel Reich-Ranicki: Über Ruhestörer. Juden in der deutschen Literatur. München: dtv 1993.
21 Benyoëtz, Autobiographische Mitteilungen (wie Anm. 7) sowie das „Editorische Vorwort“ von Jan Kühne und Anna Rosa Schlechter dazu.
22 Diese Auswahlbibliothek enthält: (1.) seine eigenen Schriften, das Primärwerk, darunter (2.) Veröffentlichungen in anderen Büchern, samt (3.) umfangreicher Forschungsliteratur über sein Leben und Werk, zudem (4.) Widmungsexemplare, außerdem (5.) Kontext- oder Sekundärliteratur, die Benyoëtz aufgrund ihrer Bedeutung für seine Schriften auswählte. Zum Bestand siehe.
23 Vgl. Jan Kühne: Deutschsprachige jüdische Literatur in Palästina/Israel. In: Hans Otto Horch (Hg.): Handbuch der deutsch-jüdischen Literatur. Berlin, Boston: De Gruyter 2015, S. 201–220. Auch online unter: https://www.degruyter.com/document/doi/10.1515/9783110282566-015/html [26.08.2022]. Siehe auch Andreas B. Kilcher und Eva Edelmann-Ohler. Deutsche Sprachkultur in Palästina/Israel. Geschichte und Bibliographie. Berlin, Boston: De Gruyter 2017; Sebastian Schirrmeister: Begegnung auf fremder Erde. Verschränkungen deutsch- und hebräischsprachiger Literatur in Palästina/Israel nach 1933. Berlin: J. B. Metzler 2019.
24 Unter anderem fungierte er als Nachlassverwalter von Ya’akov Cahan und Paul Engelmann. Trotz Benyoëtz’ biographischer Expertise existiert weder eine umfassende Bibliographie seiner

In dieser Autorenbibliothek ist eine systematische Erschließung bio-bibliographischer Informationen, nicht zuletzt für die „Bibliographia Judaica“, nachvollziehbar – anhand von Paraphernalia, darunter Briefen, Manuskripten und Zeitungsartikeln, die den Büchern beigelegt wurden, sowie vermittels handschriftlicher Marginalia und anderer Lesespuren. Charakteristisch ist der Gebrauch von Büchern als Mappen, in denen weitere für Autor/Autorin und Werk relevante Texte gesammelt wurden. Darüber hinaus ist in den Texten der Bücher eine Lesepraxis erkennbar, die primär auf die systematische Hervorhebung bio-bibliographischer Daten abzielte, welche zunächst in handschriftlichen Namens-, Sach- sowie Ortsregistern in den Buchdeckelinnenseiten erfasst wurden (vgl. Abb. 1). In einem späteren Arbeitsschritt folgte die Übertragung dieser Daten auf Karteikarten, die in Zettelkästen gesammelt und geordnet wurden, mitunter als Lesezeichen dienten, teils auch als Notizzettel für aphoristische Entwürfe.

Im Folgenden wird diese Quelle mit Hilfe von Benyoëtz' autobiographischem Text erschlossen, um je einen poetisch-literarischen und bio-bibliographischen Ansatz zur Erforschung der Vorgeschichte der „Bibliographia Judaica“ zu präsentieren. Anhand ihrer gegenseitigen Wechselbeziehungen soll zugleich ein Charakteristikum der daraus entwickelten Idee der „Bibliographia Judaica“ angedeutet werden – ihre zwischen Israel und Westdeutschland situierte emotionale wie geistige Disposition.

Sammlung oder ihrer Ursprünge noch eine Aufarbeitung ihrer Geschichte, beziehungsweise der darin teils aufgelösten und aus ihr veräußerten privaten, Benyoëtz anvertrauten Nachlässe. Siehe auch Caroline Jessen: Kanon im Exil: Lektüren deutsch-jüdischer Emigranten in Palästina/Israel. Göttingen: Wallstein 2019.

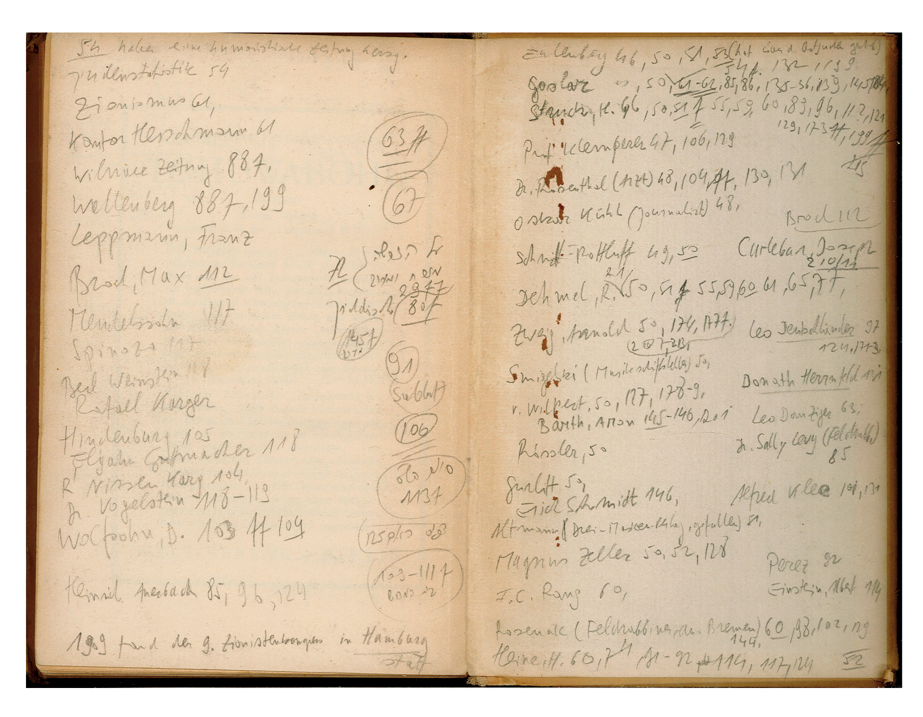


Abb. 1: Leseexemplar von Sammy Gronemanns „Hawdoloh und Zapfenstreich" mit handschriftlichem Personen- und Sachregister im hinteren inneren Buchdeckel. [25]

25 Über Buch und Autor schrieb Benyoëtz: „Sammy Gronemann war der einzige bedenkenlose, krampflose Jude in der deutschen Literatur, sein schönstes Buch – allein des Titels Wegen – ist ‚Hawdoloh und Zapfenstreich', das heißt – Jüdisch-Deutsch, Schein und Scheinbares ausdrückend, Kerzenlicht und Kriegsfeuer. [...] Gronemann hatte nichts zu entdecken, er war ein ‚deutscher Schriftsteller'... / Ihm war nichts vorzumachen, er hatte auch nichts einzusehen, der Titel ‚Hawdoloh und Zapfenstreich' ist das bis heute, und heute erst recht gültigste, wenn man von deutsch-jüdischer Literatur spricht." (Mail an Jan Kühne, 13.05.2022) Vgl. Sammy Gronemann: *Hawdoloh und Zapfenstreich. Erinnerungen an die ostjüdische Etappe 1916–1918*. Gronemann Kritische Gesamtausgabe (GKG), Bd. 3. Hg. Jan Kühne u. Hanni Mittelmann. Berlin, Boston: De Gruyter 2020.

Das „Anthologia Judaica“-Projekt: Else Lasker-Schüler als literarische Lizenz und bibliographische Berufung

Benyoëtz hatte im Alter von 23 Jahren begonnen, Deutsch zu lernen, um Else Lasker-Schüler im Original zu lesen und eine Auswahl ihrer Gedichte ins Hebräische zu übersetzen – Übersetzungen, die später in verschiedenen israelischen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht wurden.[26] Diese Übersetzungsarbeit ist in seinem Leseexemplar ihrer im Jahre 1920 erschienenen „Gesammelten Gedichte“[27] nachvollziehbar: Es enthält mehrere hebräische Anmerkungen mit Übersetzungsvorschlägen sowie eine Reihe handschriftlicher Entwürfe für noch unveröffentlichte Übersetzungen. Aus dieser Lektüre und Übersetzungsarbeit entwickelte sich die Idee für eine mehrbändige Anthologie deutschsprachig-jüdischer Dichterinnen und Dichter in hebräischer Übersetzung, die Benyoëtz „Anthologia Judaica“ nennen wollte.[28] Zugrunde lag zunächst die Absicht, den „jüdischen Geist“ deutschsprachig-jüdischer Literatur in die hebräische Literatur zu übertragen, beziehungsweise mit Hinblick auf die Schoah, metaphorisch gesprochen, die jüdische „Seele“ zu retten, um ihr in der hebräischen Literatur einen neuen „Körper“ zu verleihen.[29] Diese Idee einer literarisch-intellektuellen „Rettungsaktion“ fand parallel zu den materiellen Rettungsaktionen der von den Nationalsozialisten enteigneten jüdischen Bibliotheken statt, im Kontext der seit 1952 offiziellen deutschen Reparationszahlungen und manifesten ‚Wiedergutmachungsbemühungen‘.[30] Der geistige Schirmherr von Benyoëtz’ Projektidee war Martin Buber, dessen gedankliche Nähe sich unter anderem im Rückgriff auf die Vorstellung einer deutsch-jüdischen „Symbiose“ abzeichnet, welche Benyoëtz an anderer Stelle – frei nach Franz Rosenzweig – auch als „Vermählung“ zweier

26 Beispiele sind "שיר של אהבה" [„Liebeslied“], in: Davar (22.1.1965); ״צער עולם״ [‚Weltschmerz‘]. In: Hazopheh (29.01.1965).

27 Else Lasker-Schüler: Die gesammelten Gedichte. München: Kurt Wolff 1920.

28 Laut den Autobiographischen Mitteilungen (wie Anm. 7), S. 19, sollte diese Anthologie für hebräische Leser übersetzte Texte bedeutender deutsch-jüdischer Schriftstellerinnen enthalten, darunter Gedichte von Margarete Susman, Gertrud Kolmar und Nelly Sachs, Karl Wolfskehl, Alfred Mombert und weiteren.

29 Benyoëtz, Autobiographische Mitteilungen (wie Anm. 7), S. 8 und 9.

30 Elisabeth Gallas u. a. (Hg.): Contested Heritage. Jewish Cultural Property after 1945. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2019. Das Buch ist online im Open Access verfügbar unter: https://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com/themen-entdecken/geschichte/juedische-geschichte/49261/contested-heritage?c=1548 [26.08.2022].

Sprachgeister beschreibt.[31] Diese „Ehe" wurde jedoch, so Benyoëtz, von deutscher Seite durch Vertrauensbruch gefärdet und endete im Partnermord, um bei dieser Metapher für die Schoah zu bleiben. Die Hürde, die Benyoëtz dabei in seinem Projekt zu überwinden versuchte – aber nicht überwand –, war die aus dem historischen Ereignis und dessen Trauma erwachsene kollektive Stigmatisierung alles Deutschen, von der selbst die deutschsprachige Literatur jüdischer Autorinnen und Autoren in Palästina und Israel betroffen war. Es erstaunt daher nicht, dass auch Benyoëtz – wie die meisten deutschsprachigen jüdischen Schriftsteller in Israel – nur in deutschsprachigen Ländern erfolgreich wurde und sich mit seinen Aphorismen an ihren Buchmärkten ausrichtete.[32]

Benyoëtz' Begegnung mit Lasker-Schülers Gedichten markiert den Beginn sowohl seiner Hinwendung zur deutschsprachigen jüdischen Literatur – ein Tabubruch – als auch der nie realisierten „Anthologia Judaica". Diese war als mehrbändiges Lexikon deutschsprachiger jüdischer Lyrik konzipiert, das, bibliographisch geordnet, thematische Textsammlungen in hebräischer Übersetzung und mit kritischen Kommentaren versehen einem israelischen Publikum präsentieren sollte.[33] Die dafür notwendige textkritische Arbeit deutet sich bereits in den Lesespuren von Benyoëtz' Lasker-Schüler-Band an, die von dem für seine Lesepraxis charakteristischen Interesse an bio-bibliographischen Daten zeugen, beispielsweise in unterstrichenen Personennamen. Vermerkt wurden zudem Varianten im Vergleich mit anderen Veröffentlichungen – erste Vorarbeiten für eine kritisch orientierte Ausgabe.[34]

Nicht nur in der Bezeichnung „Anthologia Judaica" wird die Nähe zur späteren mit Renate Heuer erarbeiteten „Bibliographia Judaica" deutlich. Die Rolle, die Heuer bald darauf übernimmt, wird in der noch vor der Begegnung mit ihr

---

31 Benyoëtz, Autobiographische Mitteilungen (wie Anm. 7). In der Kontroverse um die Idee einer deutsch-jüdischen Symbiose stellte sich Benyoëtz gegen die Polemik Scholems, als er 1961 von der „Symbiose zwischen jüdischem und deutschem Geist" sprach. Ebd., S. 8.

32 Vgl. dazu Kühne: Deutschsprachige jüdische Literatur in Palästina/Israel (wie Anm. 23), S. 201–220. Siehe auch Marc Volovici: German As a Jewish Problem. Stanford: Stanford University Press 2020.

33 Zur gescheiterten Herausgabe siehe den Briefwechsel mit dem niederländischen Verleger Johannes Jacobus Braakenburg in: Barbara Hoiß, Julija Schausberger (Hg.): Das gerichtete Wort – Briefe von und an Elazar Benyoëtz (Briefe 5–12). Online-Veröffentlichung des Brenner-Archivs an der Universität Innsbruck https://www.uibk.ac.at/brenner-archiv/editionen/benyoetz/links/12_01_2009.pdf [26.08.2022]

34 Benyoëtz verwies auf Varianten, die in der von Rudolf Kayser herausgegebenen Anthologie expressionistischer Lyrik „Verkündigung – Anthologie junger Lyrik" (München: Roland 1921) zu beobachten sind. Die kritische Ausgabe von Lasker-Schülers Werken erschien seit 1996 in Zusammenarbeit mit dem Rosenzweig-Zentrum.

geschriebenen autobiographischen Skizze bereits vorausgeahnt, wenn Benyoëtz schreibt und Jakob Mittelmann übersetzt: „Das ist eine ungeheure Arbeit [die ‚Anthologia Judaica'], die die Kräfte eines Mannes übersteigt. [...] Ich hoffe, dass ich im Laufe der Zeit auch eine geeignete Hilfe bekommen werde."[35] Es musste also eine Frau zur Hilfe kommen. Renate Heuers Kräfte und enormen Anstrengungen reichten schließlich aus, um dieses Projekt nach Jahrzehnten ohne feste Anbindung an die in jenen Jahren noch fast ausschließlich patriarchal besetzten und geleiteten deutschen Universitäten (von den Sekretärinnen abgesehen)[36] – ihr Projekt dabei gegen deren Vereinnahmung verteidigend – zu verwirklichen.[37] Überdies geschah dies ohne eine gesicherte langwierige finanzielle Unterstützung und nachdem sich Benyoëtz aus der Leitung des Projekts zurückgezogen hatte.[38]

Das Leseexemplar von Lasker-Schülers „Gesammelten Gedichten" ist auch aufschlussreich im Hinblick auf die aphoristischen Anfänge, zu deren Gunsten Benyoëtz schließlich seine Arbeit an der Anthologie aufgeben würde – um den deutsch-jüdischen Geist poetisch voranzubringen und nicht nur bibliographisch zu konservieren.[39] Die persönliche Legitimation und literarische Lizenz für das aus den Lasker-Schüler-Übersetzungen entwickelte Anthologie-Projekt und sein aphoristisches Schreiben bezog Benyoëtz aus einer Begegnung mit Lasker-Schüler, die er autobiographisch als Augenblick der Berufung inszenierte.[40] Diese Darstellung erklärt, warum er den ersten Band der hebräischen Anthologie deutschsprachig-jüdischer Literatur einer Auswahl von Lasker-Schülers Gedich-

---

35 Benyoëtz, Autobiographische Mitteilungen (wie Anm. 7), S. 10.

36 Hierzu vgl. David Kuchenbuch: „Zum Diktieren in den Geisteswissenschaften 1800 – 1989". In: Merkur 75 (Oktober 2021), S. 27 – 40.

37 „Obwohl der Plan, die Arbeit des Archivs durch ein Lexikon zu krönen, von Anfang an bestanden hatte und schon von Rabbiner Elazar Benyoetz seit Ende der sechziger Jahre verfolgt worden war, waren viele Hürden zu überwinden, bis 1992 der erste Band der Öffentlichkeit vorgelegt werden konnte." Renate Heuer: Nachträge und Gesamtregister. Lexikon deutsch-jüdischer Autoren, Bd. 21. Berlin, Boston: De Gruyter 2013, S. VIII. Siehe auch *Israel Nachrichten* (12.12. 1986): „Von Anfang an hatte das Projekt mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen, vor allem die Finanzierung der Forschungsarbeiten war ständig gefährdet und konnte meist nur durch private Eigenleistungen der Archiv-Gründerin Heuer gesichert werden. Zwar wurde das Unternehmen jahrelang von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert, doch deckten diese Zuschüsse die Ausgaben nicht. Einen erheblichen Teil der Kosten für den Aufbau hat Renate Heuer aus eigener Tasche beigesteuert." Siehe außerdem die Dokumente zur Entstehung der „Bibliographia Judaica" (wie Anm. 4).

38 Vgl. in diesem Band den Beitrag von Karin Schlootz: Erinnerungen an Renate Heuer (1928 – 2014).

39 Hierzu ausführlicher: Kühne/Schlechter, Bücherblühen (wie Anm. 9).

40 Benyoëtz, Aberwenndig (wie Anm. 12), S. 15.

ten widmen wollte.[41] In den dazu vorab veröffentlichten Übersetzungen lässt sich dabei bereits die Tendenz zur aphoristischen Verknappung beobachten: In Benyoëtz' Übersetzung des Gedichts „Liebe" beispielsweise verdichtet er das Kompositum „Dornenlächeln" so, dass im Hebräischen ein Neologismus (חִיּוּחוּחַ) entsteht, der in einer Fußnote erläutert werden muss.[42] Dort wird der Begriff mit dem grammatikalisch korrekten Äquivalent erklärt, das für hebräische Leser problemlos verständlich ist (חִיּוּךְ־חוּחַ). Hierauf mag sich Renate Heuer unter anderem beziehen, wenn sie in einer Besprechung von Benyoëtz' hebräischen Gedichten und seiner Poetik der Übersetzung anmerkt, dass erklärende Fußnoten einer Übersetzung entgegen arbeiteten: Ein übersetztes Gedicht müsse „für sich bestehen und aus sich selbst" in der Zielsprache wirken.[43] Indem aber Benyoëtz eine erklärungsbedürftig gewordene Verdichtung in den Vordergrund rückt, überschreitet er eine Grenze vom Übersetzen zum Dichten, die den kreativen Akt als literarische Kunstfertigkeit in einer den Lesefluss unterbrechenden Fußnote hervorhebt. Diese Tendenz zur Verdichtung und Wortneubildung greift auf die für Benyoëtz später charakteristisch gewordenen Buchtitel voraus (z. B. „Filigranit", „Paradiesseits", „Identitäuschung", „Hörsicht" usw.). Eine Wechselbeziehung zwischen Buch und Aphorismus wird hierbei in seinem Werk deutlich, die das eigentümliche und noch zu erforschende Verhältnis von Buchtitel und poetischer Verdichtung zur bibliographischen Erfassung spiegelt.[44]

Geisteswissenschaftliche Bibliographien zwischen Passion und Systematik

Bevor Benyoëtz für seine Recherchen zur Anthologia Judaica Anfang 1962 nach Westdeutschland reiste,[45] hatte er nicht nur als Bibliothekar und Archivar gearbeitet, sondern unter anderem die Protokolle der Sitzungen des israelischen Parlaments (der Knesset) redigiert, war in die „Encyclopedia Talmudit"[46] invol-

---

41 Die Auswahl sollte von einem Aufsatz begleitet werden, über den zwei Essays von Benyoëtz eine Vorstellung vermitteln können: Benyoëtz, Elazar "אלזה לסקר־שילר" [Else Lasker-Schüler]. In: Davar (03.03.1961), S. 8. Elazar Benyoëtz: Die Liebe ist eine chinesische Mauer. Erinnerungen an Else Lasker-Schüler. In: Neue Deutsche Hefte 104 (1965), S. 58 – 65.

42 Else Lasker-Schüler: Liebe. In: סולם [*Sulam*] 12 (25. Juli 1960), S. 9.

43 Heuer, Auf dem Weg nach Jerusalem (wie Anm. 19), S. 59.

44 Vgl. dazu Kühne/Schlechter, „Bücherblühen" (wie Anm. 9).

45 Heuer, Bibliographia Judaica (wie Anm. 2), S. VII.

46 The Talmudic Encyclopedia, https://talmudit18.wixsite.com/talmudit [26. 08. 2022]

viert und arbeitete im Archiv des hebräischen Schriftstellerverbands.[47] Darüber hinaus wird der Kontext, in dem die Idee zur „Anthologia Judaica" entstand, in Hinblick auf seine Zeit als Bibliothekar am Rav-Kook-Institut deutlich (1958–1960).[48] Das Institut war zu jener Zeit noch an dem gerade gegründeten Projekt einer umfassenden hebräischen Bibliographie beteiligt („Bibliography of the Hebrew Book"),[49] mit dem Ziel der Erfassung aller in hebräischen Buchstaben und jüdischen Sprachen gedruckten Bücher und Publikationen.[50] Der frühe Benyoëtz besaß eine Leidenschaft für Bibliographien, die sich in verschiedenen Publikationen und Forschungsarbeiten ausdrückte, worunter als umfangsreichste die zu Max Brods Publikationen zu nennen wäre, die einer eigenen Studie bedarf.[51] Diese Arbeiten zeugen von einer bibliographischen Forschung, die in direktem Kontakt mit den wichtigsten bibliographischen Projekten seiner Zeit stand.[52] So auch mit dem größten israelischen Projekt jener Zeit, einer Hebräischen Bibliographie nationaler Dimension, welche als weitere Inspirationsquelle für das Anthologie-Projekt gesehen werden kann.

Das Projekt der Hebräischen Bibliographie wurde offiziell im Jahre 1960 gegründet und zunächst von Gershom Scholem geleitet, der dessen Konzeption in seinem Vorwort zu einer hebräisch-englischen Musterbroschüre aus dem Jahre 1964 darlegte, die das erste Lemma präsentiert. Das in der Bibliothek von Benyoëtz gefundene Exemplar weist zahlreiche Lesespuren auf, darunter vor allem Randstriche. Unterstrichen wurden nur Personennamen – ein für Benyoëtz' Lesen charakteristisches bio-bibliographisches Scannen.[53] Auffällig sind daher die einzigen beiden Unterstreichungen: zwei ganze Sätze, die Merkmale hervorheben, die auch für die „Bibliographia Judaica" gelten, nur in einem deutsch-jüdischen

47 Benyoëtz, Autobiographische Mitteilungen (wie Anm. 7), S. 11.
48 Benyoëtz, Aberwenndig (wie Anm. 12), S. 103 f.
49 The Bibliography of the Hebrew Book. In: The National Library. Online abrufbar unter: https://www.nli.org.il/en/items/NNL_ALEPH002488716/NLI [26. 08. 2022]
50 Roger S. Kohn: Creating a National Bibliographic Past: The Institute for Hebrew Bibliography. In: Judaica Librarianship 13 (2007), S. 27–40. An dem Projekt sind die Hebräische Universität, die Jüdische Nationalbibliothek, das israelische Bildungsministerium, das Bialik-Institut und andere beteiligt. Dem Projekt wohnt eine politische Dimension dahingehend inne, dass es den Anspruch des zionistischen Staates auf das vor allem in der westlichen Welt produzierte Kulturgut des diasporischen Judentums dokumentiert.
51 Darauf weisen Materialien in der Autorenbibliothek hin, die noch weiterer Forschung bedürfen.
52 Benyoëtz hat selbst Bibliographien verfasst, beispielsweise für Renate Heuer (Hg.): Hugo Wolfgang Philipp: Leben und Werke. Bern: Francke 1973.
53 Im Abschnitt über die Vorgeschichte des Projekts, beispielsweise Moritz Steinschneider; vgl. dazu auch den Beitrag von Arndt Engelhardt in diesem Band.

und diasporischen Kontext: (1.) „Thus took shape the idea of compiling a comprehensive National Bibliography“, und (2.) „Its purpose is not to make the work of the professional scholar redundant.“[54] Diese Lesespuren heben Aspekte der Kanonisierung und Bibliographie hervor. Sie belegen das von Heyden bereits vermutete Interesse an Scholems Projektdarstellung,[55] die zur bibliographischen Arbeit im größeren kollektiven und nationalen Rahmen neigte – im Gegensatz zu den Bibliographien vereinzelter geisteswissenschaftlicher Privatbibliotheken, zu denen Benyoëtz bisher gearbeitet hatte.

Bibliographische Kataloge privater Büchersammlungen bilden eine eigene literarische Gattung. Neben spezifischen Funktionen wie wissenschaftlicher, archivarischer, restitutiver und politischer Arbeit im deutschsprachig-jüdischen Kontext – seit der Wissenschaft des Judentums, im Rahmen zionistischer Staatsgründung und nach der in der Schoah versuchten Zivilisationsvernichtung – scheint zudem die Möglichkeit einer „Nachzeichnung der intellektuellen Entwicklung“ ihrer Besitzer von zentralem Interesse.[56] Diese muss auch im Kontext von Benyoëtz’ Interesse am deutsch-jüdischen „Geist“ gelesen werden.[57] Insbesondere stellen dabei die Bibliographien privater Autorenbibliotheken bedeutender Wissenschaftler und Schriftstellerinnen einen Forschungsfundus dar.[58] Benyoëtz studierte solche Bibliotheken und bibliographischen Kataloge intensiv, stets auf der Suche nach biographischen und bibliographischen Daten deutschsprachiger Jüdinnen und Juden, sowohl bevor und während als auch nach seiner Zeit in Westdeutschland. Exemplarisch hierfür sind Lesespuren, die sein intensives Studium bibliographischer Kataloge bekunden, unter anderem desjenigen der Büchersammlung von Hugo Bergmann.

Der Philosoph Bergmann, ein Mitherausgeber und Mitautor der „Encyclopaedia Hebraica“ sowie erster Rektor der Hebräischen Universität in Jerusalem, blickte selbst auf eine Ausbildung und langjährige Erfahrung als Bibliothekar zurück. Er blieb Benyoëtz ein Mentor nach dessen zweijährigem Grundstudium der Philosophie und hebräischen Literatur an der Hebräischen Universität. Als Bergmann zu seinem 80. Geburtstag einen von Kollegen erarbeiteten bibliogra-

54 Naftali Ben-Menahem (Hg.): Specimen brochure. With an introduction by Gershom Gerhard Scholem. Jerusalem: Institute for Hebrew Bibliography 1964, S. 6 und 46f. [Hebräisch und Englisch].

55 Vgl. Heyden, Bibliographia Judaica (wie Anm. 4), S. 82f.

56 Vgl. z. B. Gallas u. a., Contested Heritage (wie Anm. 30).

57 Werner Kayser: Max Brod. Mit unveröffentlichten Briefen Max Brods an Hugo und Olga Salus und an Richard Dehmel. Hamburger Bibliographien 12. Hamburg: Christians 1972, S. 17.

58 Vgl. Joseph Dan, Esther Liebes und Shmuel Ram: ספריית גרשום שולם בתורת הסוד היהודית: קטלוג. Hebräische Universität Jerusalem, Jerusalem 1999.

phischen Katalog seiner Autorenbibliothek erhielt, widmete er Benyoëtz ein Exemplar „aus großer Zuneigung“ (בחיבה רבה). Überdies ermutigte Bergmann Benyoëtz zu seiner Archivierungs- und Redaktionsarbeit für dessen Anthologieprojekt und war einer der wenigen, die seine Reise nach Westdeutschland guthießen – noch vor der Aufnahme diplomatischer Beziehungen der Bundesrepublik mit Israel.[59] Benyoëtz studierte Bergmanns Bibliographie sorgfältig und überraschte ihn mit einer zweiseitigen Liste von Korrekturen und Ergänzungen, die Bergmann in einem persönlichen Brief dankend würdigte, der dem Leseexemplar beilag.[60] Der Brief ist datiert auf den 24. Oktober 1974 und zeugt sowohl von der persönlichen Beziehung der beiden als auch von Benyoëtz' Kompetenz wie Leidenschaft für die bio-bibliographische Arbeit:

> Mein teurer Freund,
>
> hiermit danke ich Dir für Deinen äußerst herzlichen Brief und die Ergänzungen zu meiner Bibliographie. Dein Brief hat mich sehr glücklich gemacht. Die von Dir angefügten Fragezeichen kannst Du löschen, da lagst Du mit Deinen Vermutungen richtig. [...] Erst aus dem von Dir beigelegten Brief kam mir wieder zu Bewusstsein, dass ich im Jahre 1910 das Pseudonym „Ish haHar“ [hebr. „Berg-Mann“] benutzt hatte.
>
> Solltest Du bei Gelegenheit eine Viertelstunde für einen Besuch bei mir erübrigen können würde ich mich sehr freuen. [...]
>
> Nochmals vielen Dank für Deine Hilfe.
>
> [...][61]

Bergmann ermutigte Benyoëtz im Laufe ihrer Gespräche wiederholt zur bibliographischen Arbeit, riet ihm jedoch von der aphoristischen ab.[62] Benyoëtz begann zu jener Zeit – in den 1970er Jahren – dennoch mit der Arbeit an einem hebräi-

59 Vgl. Christoph Grubitz, Ingrid Hoheisel und Walther Wölpert (Hg.): Keine Worte zu verlieren. Elazar Benyoëtz zum 70. Geburtstag. Herrlingen bei Ulm: Herrlinger Drucke 2007, S. 132 f.
60 Zusammen mit weiteren Dokumenten, insbesondere Zeitungsausschnitten über Bergmann.
61 Elazar Benyoëtz-Autorenbibliothek am Franz Rosenzweig Minerva Forschungszentrum für deutsch-jüdische Literatur und Kulturgeschichte, unter „III.2 Personen: Hugo Bergmann“.
62 Bergmann kritisierte den hermetischen Charakter von Benyoëtz' Aphorismen im Besonderen, wie auch das aphoristische Genre im Allgemeinen. Zu einem Aphorismus von Benyoëtz („Wo Klarheit herrscht, gibt es keine Tiefe“) bemerkte er: „Dies ist der absolute Gegensatz zu dem, was ich empfinde und von jedem Schriftsteller fordern würde. Was ein Mensch denkt, muß er klar zum Ausdruck bringen können, anders übt er Verrat an der ersten Pflicht der Rede – kommunikativ zu sein. Wenn mir etwas verhaßt ist, so ist es das sich in Dunkelheit hüllende ‚Geistreiche'. Ich darf annehmen, daß Du mir wegen meiner Offenheit nicht zürnen wirst.“ Aus dem Hebräischen von Benyoëtz und zitiert aus Grubitz, Der israelische Aphoristiker Elazar Benyoëtz (wie Anm. 6), S. 204 f. Dank geht an Enrico Lucca für seine Hilfe bei der Kontextualisierung dieses Austauschs.

schen Aphorismenband („Sentenzen“, 1980 ,משפטים), der an den Erfolg seiner deutschsprachigen Aphorismen anknüpfen sollte. In einer Zeit, in der die hebräische Literatur noch vom politischen Pathos der Gründergeneration geprägt war, stellt die Ablehnung, auf die diese hebräische Aphorismensammlung in Israel stieß, keine Überraschung dar. Hingegen existierte in der modernen deutschsprachigen Literatur eine ausgeprägte und stilistisch differenzierte aphoristische Tradition, zu deren bedeutendsten Vertreterinnen und Vertretern – spätestens seit Rahel Varnhagen und insbesondere mit Blick auf Franz Kafka, Karl Kraus und Elias Canetti – auch Autorinnen und Autoren jüdischer Abstammung zählen. Benyoëtz, der sich diesem aphoristischen jüdischen „Geist“ der deutschsprachigen Literatur verschrieben hatte, musste erfahren, das sich dessen „Rettung“ paradoxerweise in der hebräischen Literatur schwieriger als in der deutschsprachigen Literatur gestalten würde.[63] Doch in der ersten Phase seiner literarischen Rettungsaktion hatte er die Idee einer umfassenden Bibliographie nach Westdeutschland gebracht, die, über das Interesse an der intellektuellen, anhand von Bibliographien nachvollziehbaren Entwicklung einzelner deutschsprachig-jüdischer Schriftstellerinnen und Schriftsteller hinausgehend, dem kollektiven Geist und Schrifttum des deutschsprachigen Judentums gewidmet ist.

Resümee und Forschungsausblick

Die Idee zur „Bibliographia Judaica“ kann als rhizomatischer Ausläufer des Projekts einer lyrischen „Anthologia Judaica“ und der israelischen Hebräischen Bibliographie verstanden werden. Im Laufe von Benyoëtz’ Forschungsreise wurden diese Konzepte in das Westdeutschland der 1960er Jahre verpflanzt und an die Literatur des deutschsprachigen Judentums adaptiert. Diese Bemühungen trugen Frucht im Archiv Bibliographia Judaica, nachdem Renate Heuer mit ihrer geisteswissenschaftlichen Pionierarbeit zunächst den Boden für dieses Projekt bestellt hatte, das im Laufe seiner Realisierung die anfänglich konzipierten Dimensionen bei weitem überstieg. Die ihm zugrundeliegende binationale geisteswissenschaftliche Kooperation verkörpert dabei selbst einen Aspekt jenes deutschsprachig-jüdischen Geistes, den sie zu bewahren suchte. Aus ihm heraus

63 Die hebräische Literatur verfügt bis heute über keine eigenständige aphoristische Tradition, und dieser Bereich fehlt – abgesehen von einem marginalen Interesse in der Sprichwortforschung – auch in der hebräischen Literaturwissenschaft. Zum Euphemismus der „Rettung“, bzw. „Erlösung“ als Ausdruck zionistischer Vereinnahmung und Verzerrung des das deutsche Judentum prägenden liberalen Gedankengutes vgl. Schirrmeister, Begegnung auf fremder Erde (wie Anm. 23).

Autoren in Israel

Bonne, Alfred Abraham Kaz;LdJ,EeJ,JWiW 55
geb. 16.11.1899 Nürnberg
gest. 1961 Jerusalem
Adr.1955: Rambam Str.,Jerusalem

Brawer, Abraham Jakob Dr.phil. Geograph u.Historiker EJ,JWiW 65-72
geb. 30. 3. 1884 Stryi
gest.
Adr.1972: Reines Str. Tel Aviv

Breuer,Shamshon [Simon] JWiW 55-72
geb. 22.4. 1891 Frankfurt/M.
gest.
Adr.1972: 3 Alharizi Rd, Jerusalem

Brutzkus, Boris Dov
geb. 1874 Polangen/Litauen
gest. 1938 Jerusalem
Sohn Elieser Brutzkus 1955: 4 Ben Zion Bv. Tel Aviv

Canaan, Taufik Dr.med.
geb.
gest.
lebte als Arzt in Jerusalem, Briefkopf von 1913: Internationales Gesundheits-amt,Section Malaria
mehrere dt.Bücher bibliographiert, Lebensdaten nicht zu finden

Ebner, Mayer JL,JWiW 55
geb. 18.9. 1872 Czernowitz
gest. 12.12. 1955 [lt.Vermerk im WiW]
letzte Adresse: 70 Rothschildbv Tel Aviv
[hat einen Sohn Josef u. eine Tochter Alma, eine verheiratete Tochter Natalia Kremnitzer]

Fekete, Michael Mosche
geb. 19. 7. 1886 Zenta/Ungarn
gest. 13.5. 1957 lt. EeJ
Adr.: 1955: 33 Rambam Str. Jerusalem

Abb. 2: Von Benyoëtz für das Archiv Bibliographia Judaica in Hebräisch und Deutsch ergänzte biographische Liste deutschschreibender Autorinnen und Autoren aus Israel.

wuchs das Bedürfnis von Benyoëtz, diese unter dem NS-Regime bedrohte, spezifisch jüdische mentale Disposition durch literarische Verdichtung in der deutschen Sprache erneut zu intellektueller und emotionaler Blüte zu treiben. Dabei steht sein aphoristisches Werk in enger Beziehung zur bibliographischen Systematik, aus der es hervorgegangen ist und deren Entwicklungsspuren in seiner Autorenbibliothek nachvollziehbar sind. Diese Bibliothek stellt weiterhin ein aufschlussreiches Supplement für Forschungsarbeiten über die Entstehung des Archivs Bibliographia Judaica dar, weil sie sich aufgrund ihrer materiellen Dimensionen bisher noch der umfassenden Digitalisierung zu entziehen vermag.[64] In der poetischen Verdichtung dieser bibliophilen „Sperrigkeit" wird ein „Geist" bewahrt und eine Bewusstseinsverfassung vergegenwärtigt, deren Existenz und humanistische Dimension zu keiner Zeit und durch keine Technologie gewährleistet scheint – außer in der kreativen und kunstvollen Kultivierung des menschlichen Geistes und seiner Wissenschaften, die jedoch nie als abgeschlossen gelten kann.[65]

64 Dazu gehört auch ein umfangreicher Zettelkasten, der bislang von der Forschung noch nicht erschlossen wurde und derzeit noch in Benyoëtz' Jerusalemer Wohnung auf ein Archiv harrt.
65 Eine zukünftige Forschungsarbeit könnte sich beispielsweise auf die unterschiedlichen Auffassungen Heuers und Benyoëtz' über die kontroverse Frage der deutsch-jüdischen Symbiose konzentrieren, die sich im Laufe der Verwirklichung des „Bibliographia Judaica"-Projekts veränderten, und diese Auffassungen mit den unterschiedlichen Positionen von Martin Buber und Gerschom Scholem vergleichen, die in deren gegensätzlichen Stellungnahmen zum Projekt Ausdruck finden.

Annette Wolf

„Bibliographia Judaica“ und Erinnerungskultur

Zu einem Dissens im Briefwechsel zwischen Renate Heuer und Käte Hamburger

„Sehr geehrte Frau Doktor Hamburger“, wandte sich Renate Heuer im März 1977 an die 1956 aus dem schwedischen Exil nach Deutschland zurückgekehrte Literaturwissenschaftlerin mit der Bitte, Informationen zu ihrer Person für die „Bibliographia Judaica“ zu senden. „Beantw[ortet] mit Bibliographie 21.4.“ notierte Käte Hamburger am Rand des Schreibens. Zwei Jahre später, im Oktober 1979, schrieb Heuer ihr erneut; dieses Mal „in einem anderen Fall“: Auf den Karteikarten der Redaktion seien drei Autorinnen namens Betty Heimann durcheinandergeraten; ob Hamburger weiterhelfen könne? Auch diese Anfrage vermerkte Hamburger geflissentlich als erledigt. Zwar ist diese Antwort nicht überliefert, aber sie lässt sich ungefähr so rekonstruieren: Nicht um drei, sondern um zwei Betty Heimanns handelte es sich, dazu noch um Cousinen – die 1926 in Leiden verstorbene Philosophin und Hegel-Forscherin, deren Nachlass Hamburger vor dem Krieg verwaltet hatte, sowie die 1961 am Gardasee verstorbene Indologin und erste Privatdozentin an der Universität Halle, die nach ihrer Entlassung 1933 an den Universitäten in London und Colombo (Sri Lanka) lehrte. Am 5. November erreichte Hamburger der herzliche Dank Heuers für die Auskünfte; das Hegelbuch der Philosophin habe sie „ausserordentlich interessiert.“[1]

Zwei Wochen später: „Sehr verehrte Frau Professor Hamburger, verzeihen Sie, daß ich Sie heute schon wieder mit einer Anfrage belästige, ich habe aber erst eben entdeckt, daß Sie Ihr Buch ‚Leo Tolstoi, Gestalt und Problem‘ [...] dem Andenken ihres Verlobten, dem Philosophen Paul Hofmann, gewidmet haben. Es fehlen mir bis jetzt genaues Todesdatum und der Todesort [...]. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir die Daten mitteilen würden“.[2] Von der akribischen Recherchearbeit, die Heuer für die „Bibliographia Judaica“ leistete, bekommt man hier eine gute Vorstellung. Hamburgers freundliche Mitarbeit endete jedoch an dieser Stelle. Grund dafür war wohl nicht der etwas robust-bürokratische Ton, in

1 Der Briefwechsel befindet sich im Nachlass Käte Hamburgers im Deutschen Literaturarchiv Marbach. Vgl. die Briefe von Bibliographia Judaica (Renate Heuer) an Käte Hamburger vom 03.03.1977; 18.04.1977; 31.10.1979 sowie 05.11.1979, DLA Marbach, A: Hamburger 91.4.563. Alle Zitate in diesem Abschnitt aus diesem Bestand.

2 Schreiben von Bibliographia Judaica (Renate Heuer) an Käte Hamburger vom 19.11.1979

 https://doi.org/10.1515/9783110785302-007

dem Heuer sich nach Paul Hofmanns Sterbedaten erkundigt hatte; Grund war vielmehr die Frage, ob und mit welchen Argumenten er in die Bibliographie aufgenommen werden sollte. Dem folgenden Schreiben von Heuer muss diesbezüglich eine Absage Hamburgers vorausgegangen sein, denn nun erklärt Heuer recht hartnäckig: „Professor Paul Hofmann kommt für unsere Bibliographie infrage, weil wir ‚Halbjuden' noch aufnehmen."[3] Die vier Tage später folgende Antwort Hamburgers wird nicht zufällig ihr einziger Brief aus dieser Korrespondenz sein, der sich in ihrem Nachlass im Deutschen Literaturarchiv Marbach erhalten hat. „Ich bin nicht einverstanden damit", lässt Hamburger ohne Umschweife wissen, „daß die Bio-Bibliographie Paul Hofmanns in Ihre Bibliographia aufgenommen wird und als Verwalterin seines Werks gebe ich meine Erlaubnis dazu nicht." Und sie fährt fort: „Seine Daten haben in der Bibliographia Judaica nichts zu tun, da nicht die geringste Beziehung zum Judentum besteht. – Wenn Sie ‚Halbjuden' aufnehmen, so sind Sie sich vielleicht nicht ganz der Tatsache bewußt, daß Sie damit die rassistische Auffassung der Nazis zugrundelegen, die es doch gerade zu eliminieren gilt."[4] Mit dieser scharfen Replik endet die in Hamburgers Nachlass überlieferte Korrespondenz der beiden Wissenschaftlerinnen, von der sich sechs Briefe Renate Heuers und einer von Käte Hamburger erhalten haben. Eine weitere Antwort von Heuer – vielleicht eine beschwichtigende Entschuldigung, eine Erläuterung womöglich, wie es gemeint war, stand das Wort doch in Anführungszeichen – mag es noch gegeben haben. Doch in dieser Dokumentation des Gesprächs behält Hamburger das letzte Wort.[5] Warum lehnte sie die Aufnahme Hofmanns in die „Bibliographia Judaica" so entschieden ab, wenn sie das Archiv, wie ein Blick in die recht ausführlichen Einträge zu Betty Heimann und zu ihr selbst vermuten lässt, doch vorher so ausgiebig unterstützt hatte? Die Frage führt uns zu einigen Überlegungen, die über den Disput dieser beiden Wissenschaftlerinnen hinausweisen.

---

3 Schreiben von Bibliographia Judaica (Renate Heuer) an Käte Hamburger vom 03.12.1979.

4 Schreiben von Käte Hamburger an Bibliographia Judaica (Renate Heuer) vom 07.12.1979, DLA Marbach, A: Hamburger 91.4.218.

5 Die Recherche zur Korrespondenz in den Archivbeständen des ABJ ist aus lagerungstechnischen Gründen derzeit nicht möglich. Hofmann wurde, wie die bisher digitalisierten Einträge des ABJ zeigen, tatsächlich nicht in das Archiv aufgenommen. Zu Käte Hamburger existiert eine recht ausführliche Karteikartensammlung, in die Auswahl des „Lexikons deutsch-jüdischer Autoren" wurde sie dagegen nicht aufgenommen, vgl. den Eintrag in der Datenbank online unter: https://www.degruyter.com/database/ABJ/entry/abj.7996/html [26.08.2022].

Zuschreibung vs. Zugehörigkeit, privater vs. öffentlicher Raum

Hamburger selbst hatte zuvor bereits einen biographischen Eintrag zu dem Philosophen Paul Hofmann verfasst, dessen Privatassistentin sie vor dem Krieg an der Berliner Universität gewesen war.[6] Der Artikel erschien 1972 in der „Neuen Deutschen Biographie“. Der knappe Lebenslauf enthält dem Format gemäß zunächst in lakonischer Form die wichtigsten Daten: „Schüler Benno Erdmanns, habilitierte sich 1914 an der Universität Berlin und wurde 1922 außerordentlicher Professor. 1938 seines Amtes enthoben, da er nichtarische Vorfahren hatte, wurde er 1946 dort ordentlicher Professor.“ Nachfolgend führt Hamburger vor allem Hofmanns an Dilthey und Kant geschulte „Sinnerforschende Philosophie“ aus, mit der in den 1970er Jahren nur noch wenige Kenner vertraut gewesen sein dürften, der sie aber einen „bedeutsamen Platz in der Philosophiegeschichte der Moderne“ einräumt.[7] Schon 1951 gab Hamburger aus Hofmanns Nachlass einen Artikel zum „Humanismus in der abendländischen Geschichte“ heraus, den sie aus unvollendet gebliebenen Manuskripten bearbeitet hatte. Auch hier betonte sie die Bedeutung seines „philosophischen Systems“ für die moderne, „auf die Erhellung der Existenz ausgerichtet[e] Philosophie“, die sie als eine Art „personalistisch[e] Existenzphilosophie“ in die Nähe Karl Jaspers’ rückte.[8] Ihr war also sehr wohl daran gelegen, die Erinnerung an Hofmann und sein Werk wach zu halten, nur offensichtlich unter anderen Vorzeichen und in einem anderen Kontext.

Während es Renate Heuer mit dem ABJ vor allem um „den jüdischen Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte“[9] ging, bestand Hamburger darauf, Hofmanns

---

6 Hamburger hatte keine offizielle Anstellung an der Universität, an der Hofmann eine außerordentliche Professur bekleidete. 1934 ging sie über Frankreich ins schwedische Exil. Seit 1936 waren beide verlobt, von August 1939 bis zu Hofmanns Tod 1947 hatten sie sich jedoch nicht mehr gesehen, da Hofmann den Krieg über in Berlin blieb (so schildert es Hamburger in einem Brief an Walter Rehm vom 19. März 1949, DLA Marbach, A: Hamburger 91.101.59). Der Briefwechsel zwischen Hamburger und Hofmann liegt in Hamburgers Nachlass im DLA Marbach.

7 Käte Hamburger: Paul Hofmann. In: Neue Deutsche Biographie 9 (1972), S. 444 f., online unter: https://www.deutsche-biographie.de/pnd116951923.html#ndbcontent [26.08.2022].

8 Paul Hofmann: Der Humanismus in der abendländischen Geschichte [mit einer Vorbemerkung von Käte Hamburger]. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 25 (1951), S. 137–158, hier S. 137. Zudem widmete sie 1950/51 seiner „Sinnphilosophie“ einen Artikel in der Zeitschrift „Philos“, der zu Hofmanns 80. Geburtstag umgearbeitet erneut erschien in der „Zeitschrift für philosophische Forschung“, Bd. 14 (1960), S. 612–619.

9 Schreiben von Bibliographia Judaica (Renate Heuer) an Käte Hamburger vom 03.03.1977, DLA Marbach, A: Hamburger 91.4.563.

Werk innerhalb der „Philosophiegeschichte der Moderne" zu verorten und nicht erneut entgegen seiner Selbstbeschreibung von dieser auszuschließen. Anlässlich seiner Wiederanstellung an der Berliner Universität nach 1945 hatte Paul Hofmann selbst das Folgende zu seiner Biographie angegeben: „Geboren 26.11.1880, Berlin, evangelisch". Und weiter: „Ich bin von Vaterseite her jüdischer Abstammung. Als ‚Frontkämpfer' fiel ich nicht unter das Beamtengesetz von 1933, als ‚Mischling ersten Grades' nicht unter die Entlassungsvorschriften der Nürnberger Gesetze von 1935, im W. Sm. 1937–1938 wurde mir aber [...] die venia legendi und der Prof.-Titel entzogen, nachdem ich schon mehrere Semester lang durch Intriguen (Entfernung meiner Anschläge vom Schwarzen Brett, Verbot angekündigter Vorlesungen u. dgl.) seitens des Dekans Bieberbach in der Abhaltung meiner Vorlesungen erheblich behindert worden war."[10] Der nationalsozialistischen Zuschreibung und den damit verbundenen Schikanen, der Entlassung und der Bedrohung seines Lebens steht die Selbstbeschreibung Hofmanns entgegen.

Den Krieg hatte Hofmann in Berlin „in äußerst gedrückten und eigentlich unwürdigen Verhältnissen, aber den Hitlerschergen verborgen"[11] überlebt. Auf den engsten privaten Raum zurückgeworfen, scheint Hofmann sich insbesondere mit einer Studie zur Humanitätsidee Goethes befasst zu haben, wie aus Briefen an Käte Hamburger hervorgeht, die zu diesem Zeitpunkt im Exil in Göteborg lebte. 1940 scheint Hofmann noch eine Ausreise zu ihr nach Schweden erwogen zu haben, die allerdings scheiterte. Unweigerlich denkt man an Victor Klemperer, der unter ähnlichen Umständen, nachdem er von seiner Professur an der Technischen Universität Dresden 1935 entlassen wurde, zunächst noch an einer „Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert" arbeitete. Als nach dem Publikationsverbot auch der Zugang zur Bibliothek unmöglich wurde, verlagerte er sich zunehmend auf das Tagebuchschreiben und die Arbeit an seinen Erinnerungen, die posthum als „Curriculum Vitae" erschienen. Der Historiker Guy Miron beschreibt am Beispiel Willy Cohns und Victor Klemperers, wie der zunehmende Ausschluss aus dem öffentlichen Raum in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus Juden (und diejenigen, die als solche deklariert wurden) zunächst in private Räume, die eigenen vier Wände, drängte, aber für eine gewisse

10 Antwortschreiben von Paul Hofmann an den kommissarischen Rektor der Berliner Universität, Eduard Spranger, vom 12. Juli 1945. Zit. n. Günter Wirth: Paul Hofmann, die Berliner Universität und seine Humanitätsphilosophie. In: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 62 (2009), S. 356–371, hier S. 360 u. 363.

11 So beschreibt es Hofmann in einem Lebenslauf vom 12. Juli 1945, zit. n. Wirth, Hofmann (wie Anm. 10), S. 367–369. Vermutlich war er bei seiner inzwischen von ihm geschiedenen Ehefrau Marianne Hofmann-Wychgram untergekommen und wurde von einem kleinen Freundeskreis unterstützt.

Zeit auch eine vermehrte Rückkehr zu jüdischen Räumen bewirkte, indem etwa Synagogen wieder zu Orten säkularer Aktivitäten wurden.[12]

Entsprechend einer solchen neuen Kartographie verschoben sich auch die geistigen Räume: Im Tagebuch Klemperers lässt sich nachlesen, wie er, der noch bis in die 1920er Jahre die jüdische Herkunft als Teil einer abgelegten, fernen Vergangenheit betrachtet hatte, unter dem antisemitischen Druck, der sich bis hin zur totalen Ausgrenzung steigerte, in den Annahmen seiner kollektiven Zugehörigkeit erschüttert wurde. Am prägnantesten hat dies später Jean Améry ausgedrückt, als er von „Zwang und Unmöglichkeit, Jude zu sein“ schrieb und damit eine Identität meinte, die sich lediglich auf den Blick von außen, die Betrachtung durch andere, das Opfersein stützen und sich umgekehrt auf keine gelebte Tradition oder positives Zugehörigkeitsgefühl berufen konnte. Gegen die Rede von der Selbstverwirklichung und die Freiheit, sich „als einen Juden zu wählen“, setzt Améry die Priorität des „früh Erfahrenen“: „Keiner kann werden, was er vergebens in seinen Erinnerungen sucht.“[13]

Klemperer, dessen Vater Rabbiner war und der 1912 zum Protestantismus konvertierte, revidierte während des Krieges seine Position: „Früher hätte ich gesagt: Ich urteile nicht als Jude, auch andere … Jetzt: Doch, ich urteile als Jude, weil ich als solcher von der jüdischen Sache im Hitlertum besonders berührt bin, und weil sie in der gesamten Struktur, im ganzen Wesen des Nationalsozialismus zentral steht und für alles andere uncharakteristisch ist.“[14] Anders als bei Klemperer war Hofmanns Mutter nicht jüdischer Herkunft. Doch in Hamburgers Einspruch aus dem Jahr 1979, Hofmann gehöre nicht in die „Bibliographia Judaica“, argumentierte sie ja gerade nicht genealogisch oder entsprechend dem jüdischen Religionsgesetz. Dass Hofmann ihrer Meinung nach nicht in diesen Kontext gehöre, begründete sie damit, dass „nicht die geringste Beziehung zum Judentum“ bestehe; also mittels einer voluntaristischen Kategorie, die darauf ausgerichtet sein mochte, Hofmann nachträglich die Deutungshoheit über seine eigene Lebensgeschichte zurückzugeben.[15]

---

12 Guy Miron: „Lately, Almost Constantly, Everything Seems Small to Me“. The Lived Space of German Jews under the Nazi Regime. In: Jewish Social Studies 20 (2013), Nr. 1, S. 121–149.

13 Jean Améry: Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten. Stuttgart: Klett-Cotta 2002 (zuerst 1966), S. 149–177, hier S. 151 f.

14 Tagebucheintrag vom 16. April 1941, in: Victor Klemperer: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1941. Berlin: Aufbau 1995, S. 588. Zum Wandel in Klemperers Denken auch pointiert: Paola Traverso: Victor Klemperers Deutschlandbild – Ein jüdisches Tagebuch. In: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 26 (1997), S. 307–344.

15 Vgl. dagegen die dem ABJ zugrundeliegende Definition: „Nach langer Diskussion fanden schließlich Jüdinnen und Juden, Getaufte sowie Personen, die ein jüdisches Elternteil hatten, unerheblich, ob Mutter oder Vater, Eingang in die Bibliographia Judaica.“ Tilmann Gempp-Friedrich: Zur Geschichte des Archivs Bibliographia Judaica. In diesem Band, S. 44.

Abgesehen davon, wie Hofmann dies selbst eingeschätzt hätte – der Eindruck, den man aus seinen veröffentlichten Schriften gewinnen kann, unterstützt das Urteil Hamburgers[16] – scheint die Zuschreibung von außen als Jude Ende der 1930er Jahre für ihn vor allem die Zurückdrängung in den privaten Bereich bedeutet zu haben. Der Zwang zu einer solchen geschrumpften Existenz und der Ausschluss aus der Öffentlichkeit mag auch die Wirkung und Rezeption von Hofmanns Hauptwerk „Sinn und Geschichte" verhindert haben, das 1937 zwar noch in Deutschland veröffentlicht, aber kaum mehr besprochen wurde. Die wenigen Rezensionen erschienen in amerikanischen Fachzeitschriften und waren verfasst von emigrierten Philosophen.[17] Man kann Hamburgers Einspruch in diesem Sinne also auch als die Einforderung des öffentlichen Raums für ihn deuten, als den Versuch, nachträglich eine Rezeption seines Werkes zu ermöglichen, die 1937 verhindert worden war.

Nach 1945 versperrte sich Hofmann selbst merklich einer Beschränkung auf eine Opferexistenz; eine Perspektive, die in der Geschichtsschreibung über Jüdinnen und Juden in der Bundesrepublik nach 1945 lange vorherrschte.[18] In der ersten „Aufbau"-Nummer, der bis 1958 erscheinenden Monatsschrift des Aufbau-Verlages, findet sich neben Johannes R. Bechers „Deutsche[m] Bekenntnis" und Thomas Manns „Vom kommenden Sieg der Demokratie" auch ein Text Hofmanns, der schlicht mit „Mitverantwortung" überschrieben ist. Dahinter verbirgt sich jedoch eine radikale Anklage: „Wenn auch nicht alle Deutschen, so hat doch ihre bei weitem überwiegende Mehrzahl unter der Naziherrschaft und besonders angesichts der von dieser mehr als hemmungslos durchgeführten Verbrechen menschlich versagt. Das gilt auch von denen, die aus sogenannten ‚realpolitischen' Erwägungen dem Nazismus die innerliche oder auch die äußerliche Gefolgschaft versagten."[19] Was Hofmann im Folgenden herausarbeitet, ist die politische und gesellschaftliche Konsequenz des „Sichnichtverantwortlichfühlens", dessen er den Großteil der Deutschen bezichtigt und das er aus einer spezifischen deutschen Tradition herleitet, die er im Gegensatz zum anglo-amerikanischen Demokratieverständnis deutet.

16 Für eine genauere Beantwortung dieser Frage gilt es insbesondere, den bisher wenig beachteten Nachlass Hofmanns im DLA Marbach auszuwerten.
17 Paul Hofmann: Sinn und Geschichte. München: Reinhardt 1937. Zur zeitgenössischen Rezeption vgl. die Sammelrezension von Arthur Liebert: Contemporary German Philosophy. In: The Philosophical Review 47 (1938), Nr. 1, S. 28 – 63, hier S. 57 f.; David Baumgardt: Rez. zu: Sinn und Geschichte. In: Mind 47 (1938), Nr. 185, S. 109 – 111; Gerhart Saenger: Rez. zu: Sinn und Geschichte. In: The Journal of Philosophy 34 (1937), Nr. 21, S. 581 f.
18 In der neueren Forschung gibt es verstärkt das Bestreben, diese Perspektive aufzubrechen, vgl. Kata Bohus u. a. (Hg.): Unser Mut – Juden in Europa 1945 – 48. Berlin u. a.: De Gruyter 2020.
19 Paul Hofmann: Mitverantwortung. In: Aufbau 1 (1945), S. 14 – 19, hier S. 15.

Da aus dem *Sichnichtverantwortlichfühlen* reale Konsequenzen folgten und also auch derjenige, „der – wenn auch aus Furcht vor Denunziation – nicht wenigstens im stillen den Nachbarn seine innere Opposition fühlen ließ, sich ernstlich mitschuldig gemacht hat“[20], sieht Hofmann – der mit seiner Zeitdiagnose als Ankläger und Forderer, gewiss aber nicht als Opfer auftritt – in der unpolitischen Haltung keine Entschuldigung, vielmehr mache sie deutlich, dass die „Erziehung der deutschen Menschen [...] tief in ihre Grundgesinnungen eingreifen“ müsse. Für einen Neuanfang und einen Wiederaufbau sei es vor allem notwendig, zu verstehen, wie es zu dem „Niedergang der Gesinnung der Menschen“ und dem Zusammenbruch des „staatlichen Lebens“ in Deutschland habe kommen können. Dass Hofmann bei diesem Prozess den Geisteswissenschaften und gerade der Philosophie eine entscheidende Rolle zumaß, verdeutlicht auch, wo er seine eigenen Aufgaben nach dem Krieg sah.[21] Nur wenige Wochen nachdem er wieder auf den philosophischen Lehrstuhl der Universität Berlin berufen worden war, verstarb Paul Hofmann mit 66 Jahren am 7. März 1947. Seine Überlegungen zur „politischen Mission der deutschen Wissenschaft“ und zur Humanitätsidee wurden nicht mehr veröffentlicht.

Versöhnung durch Erinnerung?

In der Auseinandersetzung zwischen Käte Hamburger und Renate Heuer, ob Paul Hofmann in die „Bibliographia Judaica“ aufgenommen werden sollte oder nicht, geht es jedoch nicht lediglich darum, ob er Jude war und wer demnach als jüdisch gelten kann – eine Frage, die in den unterschiedlichsten Zusammenhängen disku-

---

20 Ebd., S. 17. In mancherlei Hinsicht ist Hofmanns Auslegung der Schuldfrage damit konkreter und gesellschaftlicher gedacht als Karl Jaspers’ berühmt gewordener Text aus dem Jahr 1946. Indem Jaspers zwischen krimineller, politischer, moralischer und metaphysischer Schuld unterschied, verlagerte er die Schuld des Einzelnen z.T. in einen Bereich, für den jeder nur vor sich selbst und vor Gott verantwortlich war, und lieferte eine Reihe von Ausweichsargumenten, die in der Nachkriegszeit gerade im Sinne einer Zurückweisung des Kollektivschuldvorwurfs wirken konnten. Vgl. Felix Lieb: Ein überschätztes Buch? Karl Jaspers und „Die Schuldfrage“. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 67 (2019) 4, S. 565–591; zur Debatte insgesamt: Jan Friedmann, Jörg Später: Britische und deutsche Kollektivschulddebatte. In: Ulrich Herbert (Hg.): Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980. Göttingen: Wallstein 2002, S. 53–90.

21 Vgl. Hofmann: Die politische Mission der deutschen Wissenschaft. Unpubliziertes Manuskript aus einem Schreiben an Käte Hamburger vom 30.04.1946, DLA Marbach, A: Hamburger, Briefwechsel Hamburger/Hofmann.

tiert wurde und wird.[22] Die apodiktische Absage Hamburgers und der Hinweis auf die „rassistische Auffassung der Nazis", die es gerade zu eliminieren gelte, verweist im Kontext der Bundesrepublik der späten 1970er Jahre vor allem auf erinnerungspolitische Fragen. Während Hamburger betonte, dass Heuer sich in ihrer Auffassung darüber, wen sie in die bibliographische Sammlung aufnimmt, an der genealogischen, rassistischen Auffassung der Nationalsozialisten orientiere, schien es bei Heuer darum zu gehen, gerade an diejenigen zu erinnern, die Opfer dieser nationalsozialistischen Auffassung geworden sind. So erklärt sich etwa auch der Schwerpunkt in ihrer Sammeltätigkeit, die eindeutig im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert liegt, und so erklärt sich womöglich auch, warum sie Personen, die erst nach 1945 in Deutschland publizistisch tätig wurden, zumeist nicht mehr aufnahm (auch wenn dadurch einige Schieflagen entstehen, denn dabei handelt es sich durchaus um zahlreiche Holocaust-Überlebende, wie Ruth Klüger, Peter Szondi, Marcel Reich-Ranicki und viele mehr).

Die Frage der Erinnerung an die Vernichtung der europäischen Juden bekam in den 1970er Jahren, als Heuer an Hamburger schrieb, eine neue Bedeutung. In dem Jahrzehnt zwischen dem Frankfurter Auschwitz-Prozess 1963 – 1965 und der Ausstrahlung der amerikanischen „Holocaust"-Serie in Deutschland 1979 begann eine öffentliche Auseinandersetzung, die an dem „Konsens des Schweigens"[23] der Bundesrepublik kratzte. Dass dabei vielfach tabubehaftetes Sprechen, Ignoranz und obsessive Ausstellung einer Betroffenheitskultur Hand in Hand gingen, verdeutlicht die Paradoxien einer Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, die in der notorischen Rede von der „Vergangenheitsbewältigung" ihren Ausdruck fand.[24] Gershom Scholem, der schon 1923 nach Palästina auswanderte, weil ihm ein Leben als Jude in Deutschland unmöglich erschien, betonte in einem Vortrag beim Jüdischen Weltkongress 1966 die offensichtliche Scheu vieler Deutscher in der Bundesrepublik, von Juden als solchen zu sprechen: „Nachdem sie als Juden ermordet worden sind, werden sie nun in einem posthumen Triumph zu Deutschen ernannt, deren

22 Auch in den Jüdischen Studien wird dies debattiert, vgl. etwa Lila Corwin Berman: Jewish History beyond the Jewish People. In: AJS Review 42 (2018), Nr. 2, S. 269 – 292; zuletzt auch wieder im deutschen Feuilleton, vgl. für ein vorläufiges Resümee der Debatte etwa Nele Pollatschek: Unter Gaffern. Über den Streit zwischen Max Czollek und Maxim Biller. In: Süddeutsche Zeitung vom 18. September 2021. Für eine historische Einordnung ähnlicher Unternehmungen jüdischer biographischer Lexika vgl. in diesem Band den Beitrag von Arndt Engelhardt: Kulturelle Zugehörigkeit und biologistischer Ausschluss. Probleme eines biographischen Zugriffs auf die jüdische Moderne.
23 Stephan Braese: Die andere Erinnerung. Jüdische Autoren in der westdeutschen Nachkriegsliteratur. Berlin, Wien: Philo 2001, S. 233 – 320.
24 Torben Fischer, Matthias N. Lorenz (Hg.): Lexikon der „Vergangenheitsbewältigung" in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945. Bielefeld: transcript 2015.

Judentum zu betonen ein Zugeständnis an die antisemitischen Theorien wäre."[25] Für ein etwaiges zukünftiges Gespräch zwischen Deutschen und Juden seien als Vorbedingung allerdings „historische Erkenntnis und Klarheit der Begriffe" notwendig: „Nur im Eingedenken des Vergangenen, das niemals ganz von uns durchdrungen werden wird, kann neue Hoffnung auf Restitution der Sprache zwischen Deutschen und Juden, auf Versöhnung der Geschiedenen keimen."[26] Das Anliegen von Renate Heuer und Elazar Benyoëtz bei der Gründung der Bibliographia wiederum sei es Tilmann Gempp-Friedrich zufolge gewesen, „die Distanzierung von allem Jüdischen nicht zu wiederholen, sondern zu lernen und zu begreifen, sich als Deutsche nicht für inkompetent in Fragen des Jüdischen zu erklären, um so zu vermeiden, einer Auseinandersetzung mit der fast zweihundert Jahre dauernden gemeinsamen jüdisch-deutschen Kulturgeschichte aus dem Weg zu gehen."[27] Worin aber sollte diese spezifische Kompetenz bestehen? Hier scheint gewissermaßen die Aufnahme eines Gesprächs schon antizipiert worden zu sein, das bei Scholem zwar nicht als Unmöglichkeit dargestellt wird, aber doch einigen Bedingungen unterliegt, zu denen überhaupt erst die Hoffnung keimen müsse.

Die etwa seit dem Ende der 1960er Jahre zumeist von einer nicht-jüdischen Professoren- und Studentenschaft betriebenen Jüdischen Studien in der Bundesrepublik sind in dieser Form vielfach ein Kreisen um sich selbst, eine Auseinandersetzung mit Fragen der eigenen Identität im Spiegel eines konstruierten Gegenübers. Die Literaturwissenschaftlerin Liliane Weissberg hat diese „neue Germania Judaica", die sich nach dem Schweigen der ersten Nachkriegsjahre an den deutschen Universitäten etablierte, sehr treffend als eine Trauerarbeit beschrieben, die vielfach in Form von Dokumentationen – Listen jüdischer Grabsteininschriften, Denkmäler etc. von Gemeinden mit jüdischer Bevölkerung vor dem Zweiten Weltkrieg – die Ruinen dessen betrachtete, was nun verloren war.[28] Doch sieht sie in diesen neuen wis-

25 Gershom Scholem: Juden und Deutsche. In: ders.: Judaica II. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1970, S. 20 – 46, hier S. 22; zuerst in: Neue Rundschau 77 (1966), H. 4, S. 547 – 552.

26 Ebd., S. 46.

27 Gempp-Friedrich, Zur Geschichte des ABJ (wie Anm. 15), S. 50.

28 Liliane Weissberg: „The Sound of Music". Das Studium jüdischer Kultur im neuen Europa. In: Irene Diekmann, Elke-Vera Kotowski (Hg.): Geliebter Feind, gehasster Freund. Philosemitismus in Geschichte und Gegenwart. Berlin: vbb 2009, S. 653 – 676, hier S. 669. Weissberg vergleicht die Entwicklung der Jüdischen Studien in Deutschland mit der Situation in den USA und Israel, arbeitet Unterscheidungen zur Judaistik heraus und analysiert die erinnerungspolitischen Implikationen in Deutschland nach 1945. Die in Czernowitz geborene Literaturwissenschaftlerin Ruth R. Wisse bemerkte in ihren kürzlich erschienenen Memoiren mit Blick auf eine solche Trauer- und Erinnerungsarbeit: „I'm not a great fan of Holocaust memorials and don't care about the posthumous compassion of strangers. I just wanted to live." Ruth R. Wisse: Free as a Jew. A Personal Memoir of National Self-Liberation. New York: Wicked Son 2021, S. 9.

senschaftlichen Arbeiten eine entscheidende Kontinuität: „Man kann eine Beziehung zwischen dem Schweigen über jüdische Angelegenheiten in den ersten und unmittelbaren Nachkriegsjahren und dieser neuen Arbeit herstellen, denn beide gründen sich auf die Abwesenheit von lebenden Juden. Unheimlicherweise lebte auch die Terminologie der Naziverfolgung dabei weiter. [...] So scheint es, als ob die rassischen Begriffe immer noch das jüdische Subjekt definieren können, und zweifelhafte Zugehörigkeiten wie ‚Halbjude' tauchen ebenfalls bisweilen auf."[29]

Im Grunde genommen bietet Weissberg damit auch eine passende Einordnung des ABJ. Das Schreiben von Heuer an Hamburger kann dabei nur als Indiz aufgefasst werden, in dem sich in der Terminologie eben kein Bruch, sondern eine Kontinuität manifestiert. Dass die Bezeichnung „Halbjude", wenn häufig auch in Anführungszeichen, in akademischen Texten noch bis spät in die 1990er Jahre und darüber hinaus verwendet wurde, veranlasste Michael Kinne zu dem Kommentar, warum man nicht auch von „Halbprotestanten", „Halbariern" oder „Halbdeutschen" spreche.[30] Er kritisiert einen unreflektierten Sprachgebrauch, der sich um die Bedeutung der Worte keine Gedanken macht. Gerade hier zeigt sich im Besonderen das Dilemma einer Auseinandersetzung mit der jüdisch-deutschen Geschichte und Literatur als dem „Fach eines Traumas", in dem der Versuch an die von den Nationalsozialisten ermordeten Menschen und vernichtete Kultur zu erinnern nicht ohne die Reproduktion von nationalsozialistischen Kategorien und Begrifflichkeiten auskommt. Das ABJ kann als umfangreichstes Denkmal dieses Widerspruchs in der Nachkriegszeit verstanden werden; seine Historisierung wird diese Aporien in den Blick nehmen müssen – nicht um das Werk zu verunglimpfen, sondern um seine Implikationen ermessen und als Teil der bundesrepublikanischen Gedächtnisgeschichte verstehen zu können.

---

29 Weissberg, The Sound of Music (wie Anm. 28), S. 670.

30 Michael Kinne: „... Victor Klemperer, der sich als Halbjude ... verstecken mußte ..." In: Der Sprachdienst 40 (1996), Nr. 6, S. 204–205. Kinne betont, wie irrig der Begriff speziell auch mit Bezug auf Klemperer ist, der durch seine Konversion und die Ehe mit einer Nicht-Jüdin weder zum „Halbjuden" noch zum „Halbprotestanten" oder „Halbarier" werde.

Arndt Engelhardt

Kulturelle Zugehörigkeit und biologistischer Ausschluss

Probleme eines biographischen Zugriffs auf die jüdische Moderne

Als die promovierte Germanistin Renate Heuer (1928 – 2014) ihr auf der Grundlage jahrzehntelanger akribischer Auswertungsarbeit erstelltes „Lexikon deutsch-jüdischer Autoren" zwischen 1992 und 2013 in schließlich 21 Bänden publizierte, konnte sie auf das reichhaltige Material des Archivs Bibliographia Judaica zurückgreifen, das sie unter Beteiligung von zahlreichen Mitarbeiterinnen und Freunden seit den 1960er Jahren in wechselnden institutionellen Zusammenhängen gesammelt hatte. Das „Lexikon deutsch-jüdischer Autoren" ist seitdem eine häufig genutzte Recherchemöglichkeit für die personenorientierte literatur- und kulturwissenschaftliche Forschung und hat auch aufgrund seiner stupenden Genauigkeit zweifelsohne als Grundlagenwerk einen besonderen Wert für jede Beschäftigung mit der deutsch-jüdischen Literatur- und Kulturgeschichte in der Moderne. Dies ergibt sich unter anderem durch die angestrebte vollständige Verzeichnung der von den im „Lexikon" versammelten etwa 1.300 Autorinnen und Autoren verfassten Texte als unmittelbaren Diskurszeugnissen. Im überlieferten und bislang nicht publizierten Archiv finden sich lebensgeschichtliche Nachweise zu sogar mehr als 20.000 Persönlichkeiten, die nunmehr zugänglich gemacht werden. Ziel des Unternehmens war es, wie die redaktionelle Leitung im ersten Band des Lexikons schrieb, für die zweihundert Jahre von 1750 bis 1950 „dem Forschungsstand entsprechend eine Dokumentation des jüdischen Beitrags zur deutschen Kulturgeschichte zu erstreben."[1] Diese Tradition wurde aufgrund der Vernichtung der europäischen Juden im Holocaust als abgeschlossen verstanden. Damit bleiben das Archiv und das gedruckte „Lexikon deutsch-jüdischer Autoren" eine einmalige Quelle für die zeitgenössisch prägenden Ansätze in diesem Forschungsfeld und eben auch für den spezifischen Zugang einer ‚Beitragsgeschichte', der selbst historisiert und kontextualisiert werden kann.[2]

---

1 Archiv Bibliographia Judaica. Lexikon deutsch-jüdischer Autoren, Bearb. v. Renate Heuer u. a. 21 Bde. München u. a.: Saur/De Gruyter 1992 – 2013, hier das Vorwort in Bd. 1 (1992), S. VII.

2 Für erste Ansätze einer wissenssoziologischen Aufarbeitung des Konzeptes der ‚Beitragsgeschichte' siehe Jeremy Cohen, Richard I. Cohen (Hg.): The Jewish Contribution to Civilization. Reassessing an Idea. Oxford, Portland/Oreg.: The Littman Library of Jewish Civilization 2008.

 https://doi.org/10.1515/9783110785302-008

Vor allem seit Beginn des 19. Jahrhunderts waren in großem Rahmen Biographien und biographische Sammelwerke erschienen, die einer solchen Perspektive verpflichtet waren; analog stieg der Anteil biographischer Einträge in den einschlägigen Enzyklopädien. In diesem Kontext einer ‚Biographisierung' des Wissens standen auch jüdische Gelehrte, wenn sie die Erstellung von Sammelbiographien berühmter Juden oder eine „Jüdische National-Biographie" einforderten.[3] Ging es den allgemeinen biographischen Sammelwerken dieser Zeit dabei vornehmlich um die Bedeutungsvermessung der je eigenen Nation, so dienten die jüdischen Enzyklopädien und Sammelbiographien der Diskussion von Formen kollektiver und individueller Zugehörigkeit. Dem entsprach, dass im Wissenschafts- und Popularisierungsdiskurs des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts Biographien den Status eines eher ‚weichen' Wissens einnahmen. Gerade für die jüdische Minderheit ermöglichten Kollektivbiographien und Enzyklopädien damit Selbstzuschreibungen und eine Möglichkeit, Zugehörigkeit selbst zu bestimmen. Dafür wurden unterschiedliche religiös-theologische, nationalistische oder ethnische Argumentationsweisen miteinander kombiniert, so dass zunehmend eine Verknüpfung von Biographie und ‚Beitrag' bzw. ‚Kulturleistung' der Juden stattfand.

Ein frühes kollektivbiographisches Werk zur Geschichte der Juden war die 1817 in Leipzig erschienene „Alphabetische Liste aller gelehrten Juden und Jüdinnen, Patriarchen, Propheten und berühmten Rabbinen", die von Philipp Yung verfasst wurde.[4] Sie atmete den Geist der Aufklärung und wollte auf einige kurz vorher erschienene Flugschriften reagieren, „welche Verleumdungen gegen die Juden im höchsten Grade" beabsichtigt hatten.[5] Die Sammelbiographie nahm Ideen auf, die wenige Jahre zuvor durch einen Aufsatz des Maskil Peter Beer (ca. 1758 – 1838) in der Zeitschrift „Sulamith" an die Öffentlichkeit getragen wurden, der in diesem Zusammenhang auch einige exemplarisch zu verstehende Biographien abdruckte.[6] Philipp Yung ging es darum, seinen aufgeklärten Zeitgenossen mit der jüdischen eine „Nation" zu zeigen, „durch welche die

---

3 Siehe z.B. die Erinnerungen von S[alomon] Wininger: Aus der Werkstatt der „Jüdischen National-Biographie". In: Sinai. Anuar de Studii Judaice 1 (1928), S. 37 – 45.

4 P[hilipp] Yung: Alphabetische Liste aller gelehrten Juden und Jüdinnen, Patriarchen, Propheten und berühmten Rabbinen, vom Anfange der Welt bis auf unsere Zeiten, nebst einer kurzen Beschreibung ihres Lebens und ihrer Werke. Leipzig: in Commission bey C.E. Kollmann 1817.

5 Ebd., Widmung, S. III f.: „Dem Unpartheiischen", hier S. III.

6 Peter Beer: Ueber die Nothwendigkeit einer Sammlung von Lebensbeschreibungen gelehrter und sonst rühmlich sich auszeichnender Männer in Israel. Nebst biographischen Skizzen einiger gelehrter Israeliten in den österreichischen Staaten. In: Sulamith. Eine Zeitschrift zur Beförderung der Kultur und Humanität unter den Israeliten 3 (1810), Nr. 1, S. 234 – 266.

Menschheit eine so hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hat.“[7] Das Werk rekurrierte auf Ideen der Aufklärung und den kameralistischen Ansatz einer ‚Verbesserung‘ der jüdischen Bevölkerung.[8] Es versuchte die Beiträge der Juden zu jeder Zeit und in allen Ländern durch beispielhafte Biographien vorzuführen und damit die Emanzipation der Juden auch von der nichtjüdischen Bevölkerung zu befördern. Yung wollte „durch Belege [...] beweisen, daß trotz der Bedrückungen“, er nannte hier wirtschaftliche wie das Gewerbeverbot außerhalb des Handels und kulturelle wie die Nichtteilnahme am öffentlichen Unterricht, die jüdische Minderheit „Männer hervorbrachte, welche noch immer als Muster aufgestellt werden könnten“.[9] Die Betonung der Musterhaftigkeit und die Vorbildhaftigkeit der ausgewählten Biographien verweist auf die antike Tradition der *vitae*.[10] Eine außerordentliche Bedeutung maß Yung dabei der Zulassung der Juden zur allgemeinen Bildung bei, da sie dadurch sicherlich „bedeutende Fortschritte in allen Fächern der Wissenschaften machen“ würden.[11] Die alphabetisch angeordneten Einträge des biographischen Teils waren in der Mehrzahl recht kurz gehalten. Sie führten die wichtigsten Lebensdaten auf und verzeichneten die literarischen Leistungen der gewählten Persönlichkeit: Aufgenommen wurden u. a. Gelehrte wie Abrantes (geb. 1329), ein Philosoph aus Córdoba, der Prager Universalgelehrte David Gans (1541–1613) und der Philosoph Moses Mendelssohn (1729–1786), der für seine aufklärerische Wirkung unter den Juden die umfangreichste Würdigung erfuhr. Eine Eigenheit des Buches lag im Umfang der Einträge, denn viele kleinere von ihnen erwecken eher den Eindruck einer Bibliographie bzw. eines personalisierten Buchverzeichnisses, da nach den entsprechenden Namenseinträgen häufig

7 Yung, Alphabetische Liste aller gelehrten Juden und Jüdinnen (wie Anm. 4), S. III. Das Zitat im Zusammenhang: „Durch die Erscheinungen mehrerer vor kurzem herausgekommener Flugschriften, welche Verleumdungen gegen die Juden im höchsten Grade beabsichtigen, und die in den Augen des edeldenkenden Menschen äußerst niedrig scheinen müssen, bin ich bewogen worden, die Betrachtungen, die ich schon vor mehreren Jahren bey der Sammlung berühmter Männer unter den Juden machte, öffentlich an den Tag zu legen. [Absatz] Mögen doch die elenden Verfasser solcher Schriften das Unrecht einsehen, eine Nation zu verunglimpfen, durch welche die Menschheit eine so hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hat.“

8 Einflussreich hier die Schrift von Christian Wilhelm Dohm: Über die bürgerliche Verbesserung der Juden. Erster und zweyter Teil. Berlin, Stettin: Friedrich Nicolai 1781/1783. Siehe jetzt die von Wolf Christoph Seifert herausgegebene kritische und kommentierte Studienausgabe in 2 Bänden (Göttingen: Wallstein 2015).

9 Yung, Alphabetische Liste aller gelehrten Juden und Jüdinnen (wie Anm. 4), Vorrede, S. V–XIV, hier S. VII und X.

10 Siehe Sergei S. Averintsev: From Biography to Hagiography. Some Stable Patterns in the Greek and Latin Tradition of Lives, including Lives of the Saints. In: Peter France, William St Clair (Hg.): Mapping Lives. The Uses of Biography. Oxford, New York: Oxford University Press 2002, S. 19–36.

11 Yung, Alphabetische Liste aller gelehrten Juden und Jüdinnen (wie Anm. 4), S. XIII.

nur die Schriften mit Angabe des Druckortes verzeichnet sind. Yung sah den Auftrag seines Werkes eindeutig in der Unterstützung der Emanzipation der Juden. Er versuchte mit seinem Buch vor allem die „jüdische Jugend" anzusprechen und argumentierte mit den außerordentlichen Beiträgen der jüdischen Minderheit in Vergangenheit und Gegenwart im Bereich der Literatur, der Philosophie, der Wissenschaften und der Theologie, die diese auch in den Zeiten der größten „Unterdrückung" geleistet hatten. Seine frühe Sammelbiographie des jüdischen gelehrten Beitrages versuchte somit, das politische Ziel der Emanzipation durch eine innere und äußere Strategie der Bildung zu erreichen.

Die amerikanische Sozial- und Kulturhistorikerin Susan A. Glenn hat in einer begrifflichen Zuspitzung für das komplizierte Verhältnis von Zugehörigkeit und biographischem Zugriff die Neuschöpfung des „Jewhooing" geprägt, also die vor allem bei kulturellen und gesellschaftlichen Themen stetig mitschwingende Frage danach, ob die Urheberin oder der Urheber jüdisch sei. Sie bezeichnet damit einen „sozialen Mechanismus" des im privaten und im öffentlichen Raum stattfindenden „naming and claiming" von Juden vornehmlich durch andere Juden.[12] Dabei verfolgt Glenn die methodischen Grundlagen und Diskussionen über den langen Zeitraum des 20. Jahrhunderts und weist als wichtiges Medium auf biographische Nachschlagewerke hin, in denen dieser Diskurs in immer neuen Brechungen aufgenommen werde. Gemeinsam ist sowohl den elektronischen Suchmaschinen wie den Nachschlagewerken der Gedanke, eine abschließend gültige Antwort auf die Frage geben zu können, ob eine Person nun „jüdisch" oder „nicht-jüdisch" sei.[13] Auf die zunehmenden Akkulturationstendenzen vor allem in Amerika zu Beginn des 20. Jahrhunderts antworteten jüdische Institutionen mit verschiedenen Ansätzen zur individuellen und kollektiven Gemeinschaftsbildung. Vor diesem historischen Hintergrund sollte, so Glenn, jener Prozess des „Jewhooing" und die damit einhergehende Heraushebung der Bedeutung der Juden für Zivilisation und Kultur die Akzeptanz der jüdischen Minderheit fördern. Gleichzeitig bildete „Jewhooing" ein äußerst ambivalentes Mittel, um gegen den ansteigenden Assimilationsdruck etwas „Eigenes" bewahren zu können. Seit der Jahrhundertwende stellen biographische Nachschlagewerke mit ihrem Rückgriff auf die Kategorie der „biologischen Abstammung" somit einen säkular argumentierenden Mechanis-

12 Susan A. Glenn: In the Blood? Consent, Descent, and the Ironies of Jewish Identity. In: Jewish Social Studies New Series 8, Nr. 2/3 (2002), S. 139 – 154, hier S. 140.

13 Eine neuerliche Offenlegung der mit einem solchen essentialistischem Zugang verbundenen Schwierigkeiten unternimmt Lila Corwin Berman: Jewish History beyond the Jewish People. In: AJS Review 42 (2018), Nr. 2 [November], S. 269 – 292.

mus bereit, um private Angelegenheiten öffentlich zu verhandeln und damit das Unsichtbare der kollektiven Zugehörigkeit erst sichtbar werden zu lassen.[14]

Der wissenschaftshistorische Hintergrund dieser Bestrebungen während des Übergangs vom 19. in das 20. Jahrhundert war eindeutig eine Phase des Umbruchs und der Etablierung neuer Methoden vor allem in den Sozialwissenschaften. All diesen wissenschaftlichen Bestrebungen durch die jüdischen Gemeinschaften lag der politische und praktische Impuls zugrunde, dass das „Vermögen *über* Juden zu sprechen, maßgeblich das Vermögen bestimmt, *für* Juden einzutreten."[15] Mit der angestrebten Kontrolle über das von christlichen Theologen in Frage gestellte Wissen durch jüdische Sozialwissenschaftler sollten neue Narrative über die eigene Religion, Kultur und Geschichte begründet werden. Es ging darum, dem immer stärker spürbar werdenden antisemitischen Ressentiment entgegenzutreten, indem die jüdische Minderheit mit autoritativem Wissen ausgestattet und über die gesellschaftlichen Aktivitäten ihrer prominenten Mitglieder informiert wurde, Juden ihre eigene Geschichte und Kultur nahegebracht und die Beiträge von Juden für die Zivilisation aufgezeigt wurden. Diese verschiedenen Initiativen zur Stärkung des jüdischen Selbstverständnisses unter den westeuropäischen, sich zunehmend akkulturierenden Juden fielen in eine Zeit, in der sich das biologistische Konzept der ‚Rasse' als wissenschaftlich anerkannter Zugang etablierte und als eine Art „anthropologischer Dogmatismus" zunehmend Deutungshoheit gewann.[16]

Auch deswegen nutzte die in den Jahren 1901 bis 1906 in New York erschienene „Jewish Encyclopedia", der Gründungstext moderner jüdischer Enzyklopädien, dieses seinerzeit so tragende sozialwissenschaftliche Konstrukt und wandte es im biographischen Bereich an. Der aus Österreich stammende Journalist und Biograph Isidore Singer (1859–1939), der das Projekt einer jüdischen Enzyklopädie über mehrere Jahrzehnte und auf verschiedenen Kontinenten betrieb, bis er in Amerika eine Finanzierung für die „Jewish Encyclopedia" fand, sprach in dem gemeinsam mit den Mitherausgebern verfassten Vorwort vom „delikaten" Unter-

---

14 Glenn, In the Blood? (wie Anm. 12), S. 142: „[...] for making private issues public, for making the invisible visible, and thus for corralling the wandering Jew."

15 Mitchell B. Hart: Social Science and the Politics of Modern Jewish Identity (Stanford Studies in Jewish History and Culture). Stanford: Stanford University Press 2000, S. 41: „The ability to speak *about* Jews authoritatively meant the ability to speak *for* Jews. Control over Jewish knowledge was at least one fundamental aspect of control over Jewish life." Hervorhebungen im Original.

16 Glenn, In the Blood? (wie Anm. 12), S. 144. Siehe in diesem Zusammenhang auch John M. Efron: Defenders of the Race. Jewish Doctors and Race Science in Fin-de-Siècle Europe. New Haven/Conn., London: Yale University Press 1994, dort vor allem S. 88 f. zur Mitarbeit des Anthropologen Joseph Jacobs (1854–1916) an der „Jewish Encyclopedia".

nehmen einer jüdischen Biographie, stellte die Enzyklopädie jedoch trotzdem als ein gültiges Register aller Juden und Jüdinnen vor, die einen „Anspruch auf Anerkennung" hätten.[17] Das grundlegende Problem, so Singer, liege bei dem Unternehmen einer jüdischen Enzyklopädie darin, dass sehr viele Schriftsteller, Künstler und andere Personen des öffentlichen Interesses durch die sozialen Zustände gezwungen worden seien, „ihre Herkunft zu verbergen", und es somit nicht einfach sei, herausfinden, wer von ihnen zur „jüdischen Rasse" gehöre. Am schwierigsten sei die Sache mithin bei den Personen, die das Judentum verlassen hatten. Singer bestand jedoch auch in diesen Fällen darauf, dass diese Personen aufgenommen werden sollten, da der Enzyklopädie das Konzept „Jews as a race" zugrunde liege und es unmöglich sei, diejenigen auszuschließen, die eine andere religiöse Anbindung hätten, aber für Singer der Herkunft nach Juden waren.[18] Isidore Singer verwaltete als „Managing Editor" der „Jewish Encyclopedia" den Bereich „Modern Biography from 1750 to 1906".[19] Ein solcher Rückgriff der allgemeinen und jüdischen biographischen Nachschlagewerke auf biologistische Konzepte verstärkte sich noch im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, als die jüdischen Gemeinschaften in vielen Staaten dem Druck biologistisch argumentierender Ausschlussregeln immer stärker ausgeliefert waren. Als Reaktion auf den zunehmenden Druck ging es nun darum, so viele berühmte Personen jüdischer Abstammung wie möglich aufzuzählen, um die sozialen und intellektuellen Beiträge der jüdischen Gemeinschaft nachzuweisen – gleichgültig, ob diese Personen sich als Juden verstanden oder nicht.

Als ein später und doch paradigmatischer Vertreter dieser Gattung populärwissenschaftlicher enzyklopädischer Arbeit im Hinblick auf den zivilisatorischen Beitrag der jüdischen Gemeinschaft erschien im Jahr 1959 das mehr als eintausend eng bedruckte Seiten umfassende Sammelwerk „Juden im deutschen Kulturbereich", das als „historische[r] Rückblick auf den Anteil, den deutsche Juden am wissenschaftlichen, künstlerischen, politischen, wirtschaftlichen, kurz: kul-

---

17 The Jewish Encyclopedia. A Descriptive Record of the History, Religion, Literature, and Customs of the Jewish People from the Earliest Times to the Present Day. 12 Bde. New York, London: Funk & Wagnalls 1901–1906; Preface. In: Bd. 1, S. vii–xxi, hier S. xi: „The Jewish Encyclopedia will thus offer an alphabetically arranged register, as complete as possible, of all Jews and Jewesses who, however unequal their merits, have a claim to recognition."

18 „It is often difficult in the case of writers, artists, and others, to determine positively whether they belong to the Jewish race, owing to the fact that social conditions may have impelled them to conceal their origin."; S. xii: „As the present work deals with the Jews as a race, it was found impossible to exclude those who were of that race, whatever their religious affiliations may have been." (Ebd.)

19 Joseph Jacobs: The Jewish Encyclopedia. A Guide to Its Contents, an Aid to Its Use. New York: Funk & Wagnalls 1906, S. viii.

turellen und sozialen Leben des deutschen Sprachgebiets bis zum Jahre 1933" hatten, auch heute noch genutzt wird.[20] Herausgegeben wurde das Buch von Siegmund Kaznelson (1893–1959), dem langjährigen Leiter des Jüdischen Verlags in Berlin; und die verschiedenen Abschnitte wurden von mehr als vierzig Autoren verfasst, die in thematisch geordneten ‚Berichten' die Beiträge und Leistungen von Juden an der Entwicklung der Wissenschaften und Kultur in Deutschland beschrieben. Zur Herausgabe des Werkes hatten dabei mehrere der schon erwähnten wirkmächtigen Motivstränge geführt, die für die historische Entwicklung biographisch orientierter Darstellungen zur jüdischen Geschichte und Kultur gleichsam idealtypisch scheinen.

Schließlich ging die Sammelbiographie bereits auf eine Initiative Anfang der 1930er Jahre zurück, lag schon 1934 gedruckt und zum Vertrieb bereit, wurde jedoch von den Nationalsozialisten durch polizeiliche Anordnung verboten und aus dem Buchhandel ausgeschlossen.[21] Es war Robert Weltsch (1891–1982), der ehemalige Chefredakteur der ebenfalls im Jüdischen Verlag erscheinenden zionistischen Zeitung „Jüdische Rundschau" und nach dem Krieg einer der maßgeblichen Protagonisten bei der Begründung des „Leo Baeck Instituts für die Erforschung der Geschichte der deutschen Juden" mit seinen heute in London, New York, Jerusalem und seit nunmehr über zwanzig Jahren auch im Jüdischen Museum in Berlin arbeitenden Dependancen, der sich in seinem „Vorwort zur Neuauflage" an die Umstände der Erstellung und Publikation sowie die Lebensleistung seines kurz vorher verstorbenen langjährigen Freundes und Kollegen Siegmund Kaznelson erinnerte, dem es um „eine nüchterne Darstellung der Leistungen der Juden im deutschen Kulturbereich" gegangen sei.[22]

Gerade ‚Nüchternheit' als grundlegendes Merkmal der Darstellung wurde sowohl von Siegmund Kaznelson als auch von Robert Weltsch immer wieder hervorgehoben.[23] Eine solche trockene und faktenorientierte Herangehensweise

---

20 Siegmund Kaznelson (Hg.): Juden im deutschen Kulturbereich. Ein Sammelwerk. 3. Aufl., Berlin: Jüdischer Verlag 1962 [1. Aufl. zum Druck fertig 1934], hier S. XII.

21 Siehe dazu, neben dem Vorwort von Robert Weltsch, auch die reiche Dissertation von Anatol Schenker: Der Jüdische Verlag 1902–1938. Zwischen Aufbruch, Blüte und Vernichtung (Conditio Judaica; 41) Tübingen: Max Niemeyer 2003, zu „Juden im deutschen Kulturbereich" vor allem S. 439–442.

22 Robert Weltsch: Vorbemerkung zur zweiten Auflage (1959). In: Juden im deutschen Kulturbereich (wie Anm. 20), S. XIV–XX, hier S. XVIII.

23 Schon das dem Buch als Motto vorangestellte Zitat von Friedrich Nietzsche macht das deutlich: „Ich habe ‚an zuständiger Stelle' den Vorschlag gemacht, ein sorgfältiges *Verzeichnis* der deutschen Gelehrten, Künstler, Schriftsteller, Schauspieler, Virtuosen von ganz- oder halb-jüdischer Abkunft herzustellen: das gäbe einen guten Beitrag zur Geschichte der deutschen Cultur …" Juden im deutschen Kulturbereich, Titelseite. Hervorhebung von mir. Das Zitat stammt aus einem

war unbedingt notwendig, versuchten solche apologetischen Texte doch direkt, judenfeindlicher Polemik zu begegnen und antisemitische Propaganda zurückzuweisen. Dies wird bereits an dem ersten Kapitel des Sammelwerks deutlich, in dem der Schriftsteller, Theaterkritiker und Literaturhistoriker Arthur Eloesser (1870–1938) einen Überblick zu „Literatur" gab. Eloesser entwarf hier eine Erfolgsgeschichte der Integration der jüdischen Minderheit in die deutsche Kultur, die vor dem Hintergrund der tragischen Zeitgeschichte, die in kurzen Kommentaren immer wieder bitter reflektiert wird, verwundern mag. Seine Skizze setzte mit dem Eintreffen von Moses Mendelssohn in Berlin ein, das er übergreifend als den Anfang einer deutschen Aneignung, er spricht auch von „Assimilierung", des Jüdischen beschrieb:

> [So] stellen wir zunächst fest, daß die Berliner Bevölkerung sich diesen zugereisten Juden als Mitbürger angeeignet hat, wozu sie seine Schriften nicht zu kennen brauchte und womit sie unbewußt, aber höchst instinktvoll bestätigte, daß dieser kleine, unscheinbare, bucklige Jude den geistigen Habitus von Berlin und nicht zuletzt seine Wandlung von einer Militär- und Beamtenstadt zur ‚Stadt der Intelligenz' mitbestimmt hat.[24]

Eloesser zeigte in seinen Ausführungen genau diesen Weg der Integration und Annäherung von jüdischer und deutscher Kultur, den er hier anhand eines emblematischen Beispiels, der Person Moses Mendelssohn, beschrieb. Die Symbole des Europäischen und Universalen, die europäische Aufklärung, Berlin als europäische Großstadt etc., fungieren dabei als Leitmotive der Interpretation von Eloesser. Ihm ging es vermutlich vorrangig um jene europäischen Anteile der deutsch-jüdischen Kultur, wie ein weiterer Text belegt. Es handelt sich um einen Band, der zwar erst nach dem Buch „Juden im deutschen Kulturbereich" entstanden war, aber bedeutend früher als das Sammelwerk erschien. Arthur Eloessers Publikation basierte auf dem gleichen Material wie seine Darstellung in der Enzyklopädie, formulierte das gezeichnete Bild der kulturellen Leistung der Juden jedoch noch weiter aus. Unter dem Titel „Vom Ghetto nach Europa" veröffentlichte Eloesser eine Art Gesamtdarstellung des „Judentums im geistigen Leben des 19. Jahrhunderts" und damit der Emanzipationszeit. Hier wurden vor allem die europäischen Elemente der deutschen Entwicklung herausgearbeitet. Übereinstimmend war die Grundthese beider Texte, die „den Anteil des Judentums am geistigen und besonders am literarischen

---

Brief Nietzsches an Franz Overbeck vom 24. März 1887. Siehe dazu Friedrich Nietzsche, Franz und Ida Overbeck: Briefwechsel. Hg. v. Katrin Meyer, Barbara von Reibnitz. Stuttgart, Weimar 2000, S. 358–360, hier S. 359. Im Zitat wird die Schlusswendung „auch zu deren *Kritik*" weggelassen.

24 Arthur Eloesser: Literatur. In: Juden im deutschen Kulturbereich (wie Anm. 20), S. 1–67, hier S. 1.

Leben des 19. Jahrhunderts zum Ziel hat[ten]".[25] Und gleichzeitig zeigt dieses Buch auch die Affinität des Genres ‚Biographie' zu einer geistesgeschichtlich orientierten ‚Beitragsgeschichte': „Um die Darstellung plastisch zu machen und sie über theoretische Auseinandersetzungen zu erhöhen, habe ich versucht, fast jedes Kapitel einer jüdischen Persönlichkeit zu unterstellen, die durch die Reichweite ihrer Erscheinung oder Ausstrahlung auch andere gleichzeitig mit einfaßt."[26] Die historischen Entwicklungen spiegeln sich, so die dieser Darstellungsform zu Grunde liegende Ansicht, in den Biographien berühmter und beispielhafter Persönlichkeiten: „Daß Heinrich Heine unter diesen Zentralfiguren eine ausführliche Biographie gewidmet wurde, läßt sich wohl dadurch rechtfertigen, daß seine so tragisch gewordene Existenz auch alle Problematik des jüdischen Daseins im 19. Jahrhundert und darüber hinaus einschließt."[27]

Was dieses heute zum historischen Dokument einer an Personen ausgerichteten ‚Beitragsgeschichte' gewordene Buch als so bedeutsam erscheinen lässt, ist die enge Verknüpfung von Biographie und Darstellung der ‚Kulturleistung' der Juden im zentraleuropäischen Raum. Jenseits einer auf der Oberfläche der Texte liegenden Argumentation mit dem nationalen Paradigma, so, wenn über die Kulturleistung der „deutschen Juden" gesprochen wurde, scheint immer wieder ein anderes Motiv auf: Mit dem Eigenschaftswort „deutsch" ist in diesen Texten vor allem eine kulturelle Markierung gemeint, die nationale Grenzen überspannt. Denn eigentlich ist immer die Rede von Juden deutscher Sprache oder im die herkömmlichen nationalen Grenzen übergreifenden deutschen Kulturbereich. Die beiden Aspekte der „Kulturleistung" bzw. des jüdischen Beitrags der thematisch geordneten Sammelbiographie erweisen dieses Buch als Schlüssel zu Themenbereichen, die in vielen modernen jüdischen Enzyklopädien einen bedeutenden Umfang einnahmen: zum einen die detaillierte und kleinteilige Musterung der jüdischen Beteiligung an der kulturellen Entwicklung, zum anderen eine Fixierung auf biographische Aspekte in der jüdischen Geschichte.

Vor dem Hintergrund der hier nur kurz umrissenen wissensgeschichtlichen Vorannahmen und exemplarischen Probleme innerhalb der biographischen Forschung zur jüdischen Geschichte und Kultur im 20. Jahrhundert wird der Status des Archivs Bibliographia Judaica sowie des aus ihm hervorgegangenen „Lexikons" als ein metatextuelles Vorhaben sichtbar, das nach dem Holocaust verschiedene zeitgenössische Ansätze aufnahm und diese für die akademische Forschung nutzbar zu machen suchte. Zugleich scheinen die zugrundeliegenden Fragen nach der Zuge-

---

25 Arthur Eloesser: Vom Ghetto nach Europa. Das Judentum im geistigen Leben des 19. Jahrhunderts. Berlin: Jüdische Buch-Vereinigung 1936, S. 9.
26 Ebd., S. 10.
27 Ebd.

hörigkeit der Autoren zur jüdischen Gemeinschaft in allen ihren Brechungen auf, seien sie religiös, kulturell, national oder ethnisch, und vor allem auch die damit verbundenen Probleme, wenn nach dem Holocaust im Land der Täter ein solcher Zugang in einem äußerst umfangreichen Forschungsprojekt aufgenommen wird. Der hehre Anspruch, einen jüdischen Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte in der Neuzeit nachzuzeichnen und zu erforschen, stieß auf vielfältige Vorbehalte. Bereits die Integration der deutsch-jüdischen Literaturgeschichte in den Kanon der universitären Germanistik erwies sich als ein langfristiges Vorhaben mit vielen individuellen Brechungen, Verzögerungen und Rückschlägen, wie sie auch am akademischen Werdegang von Renate Heuer sichtbar werden.

Ihr erklärtes Ziel war es, biographische und bibliographische Grundlagenforschung zu leisten, doch dabei baute sie auf einem dem positivistischen Ideal verpflichteten Programm auf, das als Vorbedingung für eine zukünftige Darstellung des kulturellen und literarischen Überblicks zunächst eine Fragmentierung auf die individuelle Autorenbiographie nahelegte. Schließlich gelte es, „den jüdischen Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte zunächst methodisch in die Vielfalt von Einzelbeiträgen wieder aufzulösen, aus der sich dann erst eine Gesamtheit erneut zusammensetzen lässt." Auch die dabei angewandten Verfahren griffen auf Ansätze zurück, die bereits in der Zwischenkriegszeit zum Tragen kamen, sie basierten auf „genealogische[n] Recherchen", die eine Bestimmung dessen, „wer als Jude zu gelten habe, ermöglichen sollten." Dies wurde nüchtern und „nach Möglichkeit auf urkundlicher Basis belegt, ein Verfahren, das umfangreiche Arbeiten und Korrespondenzen und oft auch kriminalistisches Gespür erforderlich" gemacht habe."[28] Eine Auflösung des Widerspruchs zwischen dem mit biologistischen Zuschreibungen arbeitenden und dem Historismus verbundenen Ansatz auf der einen Seite und dem zu rekonstruierenden kulturellen Beitrag jüdischer Autorinnen und Autoren zur deutschsprachigen Literatur auf der anderen Seite konnte damit nicht geleistet werden. So versucht das „Lexikon" das Material aufzuschließen, das im umfangreichen Archiv Bibliographia Judaica penibel gesammelt wurde. In einem weiteren Schritt wird nunmehr das vollständige Material des Archivs der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt. Zukünftiger literatur- und kulturhistorischer Forschung bleibt es wiederum überlassen, die daraus resultierenden Fragestellungen in einem ausgewogenen Dialog zu diskutieren.

28 Zitate aus einem in Frankfurt am Main gehaltenen, aber nicht sicher datierbaren Vortrag von Renate Heuer zum Thema „Die Emanzipation der Juden als sprachliches Problem". Zitiert nach: L. Joseph Heid: Renate Heuer – ein Leben für die deutsch-jüdische Literatur-Geschichte. In: Renate Heuer: Deutsch-jüdische Literatur-Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Aufsätze, Vorträge, Rezensionen. Hg. v. L. Joseph Heid. Berlin: Hentrich & Hentrich 2017, S. 11–36, hier S. 19.

Nicolas Berg

Die Böhmisierung Goethes und andere literarische Kontrapunkte

Johannes Urzidil und Hermann Kesten im New Yorker Exil

1 Einleitung: „Self-Knowledge" und Projektionsmetaphern

Der folgende Beitrag betrachtet mit Hermann Kesten (1900 – 1996) und Johannes Urzidil (1896 – 1970) zwei Schriftsteller, deren Werkdaten im Rahmen des Archivs Bibliographia Judaica seinerzeit Aufnahme in die vorbereitende Karteikartensammlung fanden, von denen aber nur ein Eintrag über Hermann Kesten auch in das „Lexikon deutsch-jüdischer Autoren" übernommen wurde; Urzidils Vita und Werk wurden als nur marginal mit dem Judentum verbunden betrachtet, so dass sich sein Name im „Lexikon" nicht als eigener Eintrag findet. In der nun verfügbaren Datenbank kann dieser Prozess anhand der Dokumentation auch der Karteikarten für Urzidil nachvollzogen werden.

So unterschiedlich Kesten und Urzidil waren, teilten sie doch auch eine Reihe von Besonderheiten, die sich für einen Vergleich anbieten: Beide konnten sich vor der Verfolgung durch NS-Deutschland nach Amerika retten und mussten in New York nicht nur ihr äußeres Leben völlig neu aufbauen, sondern hatten auch ihre intellektuell-weltanschaulichen Maßstäbe zu revidieren: Politische Perspektiven und Werturteile wie auch ästhetisch-ethische Gewissheiten wandelten sich nicht zuletzt im Medium der eigenen Lektüren. Kesten, viel mehr aber noch Urzidil orientierte sich dabei an Johann Wolfgang Goethe.[1] Der Aufsatz nimmt deshalb exemplarisch ihr Goethebild in den Blick, in dem sich ein existenzieller Übersetzungsakt erkennen lässt, mit dem beide Schriftsteller das mitgebrachte Vertraute in neuer Umgebung und unter den dramatischen Vorzeichen des Exils zu erneuern – also zu verändern und gleichzeitig zu bewahren – versuchten. Gerade dieser Akt der (Selbst-)Verwandlung, die „Alchemie des Exils"[2], soll hier betont werden: Eine halb freiwillig vorgenommene, halb gebotene, ja, durch die politi-

1 Zum Traditionsbezug deutsch-jüdischer Emigranten vgl. Caroline Jessen: Kanon im Exil. Lektüren deutsch-jüdischer Emigranten in Palästina/Israel. Göttingen: Wallstein 2019.

2 Helga Schreckenberger (Hg.): Die Alchemie des Exils. Exil als schöpferischer Impuls. Wien: Edition Praesens 2005.

 https://doi.org/10.1515/9783110785302-009

schen Umstände erzwungene Veränderung wird zu einer kontrapunktisch formulierten Kontinuität, zum Ort einer radikalen Modifikation von früheren Erfahrungen. Die Erfahrungen des eigenen Weges, das persönliche Schicksal, die individuelle Sozialisation, die Sprache, das Denken, so wird an den Beispielen von Kesten und vor allem von Urzidil, dem der größere Teil der Ausführungen gilt, deutlich, haben sich auf denkbar paradoxe Weise zu bewähren, weil sie gerade dann keine Stabilität zu stiften in der Lage sind, wenn sie für unantastbar, zum unveränderlichen Bestand erklärt werden. Es ist vielmehr umgekehrt: Sie bleiben nur dann ein lebendiger Quell des eigenen Lebens, wenn sie zu Ausgangspunkten für neue Formen, Begriffe, Sichtweisen und Überzeugungen werden.[3] Der Exilforscher David Kettler hat hierfür einmal die nur scheinbar tautologische Wendung „Selbstwissen" (*Self-Knowledge*) verwendet, die den entscheidenden Punkt trifft, weil hier zum „Wissen" auch das Bewusstsein seiner prekären Geltung hinzutritt.[4] Die Literaturwissenschaftlerin Sigrid Weigel hat diese für Vertreibung, Flucht und Neuanfang so eminente Denkfigur im Hinblick auf Hannah Arendt „Selbstübersetzung" genannt.[5] Beide Terminologien zeigen metaphorisch an, dass (unabhängig von der konkreten Frage, ob der oder die geflüchtete Einzelne für das eigene Schreiben einen Sprachwechsel vornimmt oder nicht) die „Schrift" ganz neu gewählt werden muss, damit ein Inhalt neu erfahren und präsentiert werden kann, für andere und vor sich selbst. Der Basler Historiker Jacques Picard zielte vor einigen Jahren mit dem von ihm gewählten Ausdruck „Projektionsmetapher" auf einen ähnlichen Zusammenhang. Als „Projektionsmetapher" bezeichnete er Ideenfiguren, die zu „Formen für eine innere Verarbeitung des Verlustes von alter Lebenswelt und Strategien für ein Weiterleben in neuen Umwelten" geworden sind, das Lernen eines neuen „ABC", eine Art von „Lesen" des eigenen Lebensschicksals und der durchlebten Epoche im Modus des eigenen Denkstils, der das Thema vorgibt, aber nicht das Ergebnis des Denkens sichern kann, weil die Erschütterungen durch Vertreibung und Exil zu grundlegend sind. Die neue Stabilität in den beibehaltenen Überzeugungen muss, wenn sie über-

---

3 Reinhard Andress: Evelyn Meyer, Greg Divers (Hg.): Weltanschauliche Orientierungsversuche im Exil. Amsterdam, New York: Rodopi 2010 (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik, Bd. 76); David Kettler: The Liquidation of Exile. Studies in the Intellectual Emigration of the 1930s. London, New York, Delhi: Anthem 2012.

4 David Kettler: Self-Knowledge and Sociology. Nina Rubinstein's Exile Studies. In: ders., The Liquidation of Exile (wie Anm. 3), S. 24–34.

5 Sigrid Weigel: Sounding Through – Poetic Difference – Self-Translation. Hannah Arendt's Thoughts and Writings Between Different Languages, Cultures, and Fields. In: Eckart Goebel, Sigrid Weigel (Hg.): „Escape to Life". German Intellectuals in New York. A Compendium on Exile after 1933. Berlin, Boston/Mass.: De Gruyter 2012, S. 55–79; der Band selbst enthält keinen Beitrag zu Kesten oder Urzidil.

zeugen und echt sein soll, ganz neu formuliert werden.[6] Wenn Siegfried Kracauer im Mai 1956 im New Yorker Exil in einem deutsch verfassten Brief an den Freund Leo Löwenthal den ironisch gefärbten englischen Satz „I myself am an expert in worrying"[7] einfügt, so ist hier das die Briefpartner umfassende Element bezeichnet, das diese aus Europa geflüchteten Intellektuellen – das gilt für Kracauer und Löwenthal, aber auch für Kesten und Urzidil – zu „Experten" gemacht haben: ein Sich-Sorgen, ein Sorge-Tragen nicht nur um sich oder für die eigene Person und Familie, sondern auch um die Dinge, um die Erkenntnis und um die Kontinuitäten einstiger Einsichten, die nun, nach Weltkrieg und Holocaust nicht mehr bedeuteten, was sie einmal bedeutet haben. Nach einer Europareise, auf der er auch Deutschland besuchte, schreibt Kracauer nur wenige Monate später an Löwenthal, obwohl „alles viel schöner" gewesen sei, „als wir erwartet hatten", sei er „froh, wieder zu Hause zu sein, denn jetzt, da wir endgültig aufgehört haben, Einwanderer zu sein, ist dies unser zu Hause. Und noch etwas: mir scheint, daß die Menschen in Europa die Fähigkeit verloren haben, Neues zu integrieren. Irgendwie erdrückt es einen dort …"[8] In diesen wenigen Sätzen ist der Tausch aus Zugewinn und Verlust, aus altem Kanon und neuem Blick, genau ausformuliert: Die Anforderungen der neuen Heimat haben Jahre über Jahre der Adaption und der Not gekostet; um aus Einwanderern Staatsangehörige zu machen, waren Sprache und Gewissheiten preiszugeben; aber dieser Prozess hat auch den Blick frei gemacht, um „Neues zu integrieren. Und manches Neue, so lautet ein weiteres Argument der folgenden Seiten, war ein radikal verändertes Erbe, das zurückverwandelt werden musste: Aus einem Bestand wurde eine neue Suche; aus einer Gewissheit wieder eine Frage. In dieser Haltung und im Sinne von Kracauers Briefbemerkung haben sowohl Kesten als auch Urzidil bereits Grundfragen der Exilforschung in der Reflexion ihres eigenen Werks vorweggenommen.

---

6 Jacques Picard: Das Alphabet der Erinnerung. Über Biographik und andere Zeitfelder des Schreibens. In: ders.: Gebrochene Zeit. Jüdische Paare im Exil. Zürich 2009, S. 287–332 und 391–400, hier S. 305.

7 Siegfried Kracauer: Brief an Leo Löwenthal vom 26. Mai 1956. In: Leo Löwenthal, Siegfried Kracauer: „In steter Freundschaft". Briefwechsel 1921–1966. Hg. von Peter-Erwin Jansen, Christian Schmidt. Mit einer Einleitung von Martin Jay. Springe: Zu Klampen 2003, S. 174–176, hier S. 174.

8 Siegfried Kracauer: Brief an Leo Löwenthal vom 28. Oktober 1956. In: Löwenthal – Kracauer, Briefwechsel (wie Anm. 7), S. 182–184, hier S. 183; zu Kracauers Perspektivwechsel auf Europa und Deutschland vgl. Birgit R. Erdle: Closures, conclusions. Einprägungen der Verfolgung und des Wissens um die Shoah in Schriften von Siegfried Kracauer. In: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch 34 (2016), Schwerpunkt: Exil und Shoah. Hg. von Bettina Bannasch, Helga Schreckenberger und Alan E. Steinweis, S. 175–191; Jörg Später: Siegfried Kracauer. Eine Biographie. Berlin: Suhrkamp 2016, S. 512–526.

Der Aufsatz verbindet Ansätze zur allgemeinen Wissenschaftsgeschichte, zur Erforschung der Erfahrung des Exils nach 1933 und der erkenntnistheoretischen, geschichtsphilosophischen Einsicht in den Zivilisationsbruch in den Jahren und Jahrzehnten nach 1945 mit der Tradition der besonderen Goetheverehrung jüdischer Gelehrter, die eine lange Vorgeschichte hat und bis weit in das 19. Jahrhundert zurückreicht. Am Beispiel von zwei deutschsprachigen New York-Einwanderern aus Nürnberg und Prag wird aufgezeigt, wie grundlegend der dann Exilforschung genannte Ansatz bereits in den Reflexionen und Texten derer angelegt ist, die von der Exilforschung später untersucht wurden: Sie selbst sind es, die damit beginnen, sich gegenseitig und dann auch ihren Lesern zu vermitteln, welches die großen Themen waren, die sie mitnahmen nach New York, dort neu zu denken und umzudenken hatten, und auf welche Weise die Spannung zwischen „Hier" und „Dort", „Damals" und „Jetzt" den eigenen literarischen Kanon verwandelte.

2 New Yorker Exilforschung: Hermann Kestens „Selbstbiographie in Briefen"

Der Schriftsteller, Übersetzer und Journalist Hermann Kesten, geboren am 28. Januar 1900 in die jüdische Kaufmannsfamilie eines ostgalizischen Städtchens nicht weit von Tarnopol (heute Ternopil, Ukraine), war ein Staatsbürger Österreich-Ungarns, als er im Alter von vier Jahren mit seinen Eltern nach Nürnberg kam, wo er Kindheit und Jugend verbrachte. Nach bestandenem Abitur und einem Studium der Rechtswissenschaft, Philosophie, Germanistik, Geschichte und Nationalökonomie an den Universitäten Erlangen, Frankfurt am Main und Rom sowie einer Zeit des Reisens durch Europa und Nordafrika ging er Ende der 1920er Jahre nach Berlin, wo er sein Berufsleben als Lektor im Verlag Gustav Kiepenheuer begann. Hier in Berlin, im Verlag selbst, aber mehr noch in den Kaffeehäusern und Theaterfoyers der Stadt, lernte Kesten sie Ende der 1920er Jahre alle persönlich kennen, die schon bekannten oder später berühmt gewordenen Vertreter der literarischen Avantgarde, die nur wenige Jahre später aus Deutschland vertrieben wurden: Annette Kolb, Egon Erwin Kisch, Walter Mehring, Ernst Toller, Irmgard Keun, Joseph Roth und Klaus Mann, um nur diese zu nennen. In den Jahren der NS-Diktatur blieb Kesten, der Deutschland im März 1933 verlassen musste, mit den nun in aller Welt zerstreuten Dichterinnen und Dichtern in brieflichem Austausch.[9] Er selbst ging zunächst nach Frankreich, wo er zeitweilig

9 Hermann Kesten (Hg.): Deutsche Literatur im Exil. Briefe europäischer Autoren 1933–1949.

in Paris, Nizza und Sanary-sur-Mer lebte, später nach London, Brüssel, Ostende und dann nach Amsterdam, wo er wieder als ihr Lektor tätig war. Hier betreute er also erneut Manuskripte der heimatlos gewordenen Freunde, nun im Exilverlag von Albert de Lange.[10] Allen, auch Kesten, war von den Nazis die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt worden; den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust überlebte er, weil er das seltene Glück hatte, im Mai 1940 mit einem Besuchervisum in der Tasche nach Amerika fliehen zu können. Kesten rettete sich nach New York, wo er ein langes halbes Jahr bangen musste, bis seine Familie es geschafft hatte, nachzukommen. Obwohl er der Stadt gegenüber dankbar war, blieb sie für ihn eine Mischung aus „Super-Babel" und einer „Anhäufung von Kleinstädten aus aller Welt"[11], an die er sich in dem Jahrzehnt, in dem er hier lebte, nie so ganz gewöhnen konnte; weniger die Architektur, die Hochhäuser, als vielmehr der soziale Umgang der Menschen im alltäglichen Leben erschienen ihm noch lange kalt und künstlich.[12] In den amerikanischen Jahren schrieb Kesten für Zeitungen und trat im Emergency Rescue Committee für die Belange mittellos gewordener Schriftstellerinnen und Schriftsteller ein. In dieser Zeit entstand die über tausendseitige englischsprachige Anthologie europäischer Schriftsteller, die er unter dem Titel „Heart of Europe" mit Klaus Mann herausgab.[13] Ihr Fokus beeindruckt auch deswegen, weil die Herausgeber – quer zu den späteren Ordnungskategorien der Zeit nach 1945 – nicht nach politischen, sondern nach literarischen Kategorien auswählten und die Namen der deutschen und österreichischen Vertriebenen mit der Tradition der längst zu Klassikern gewor-

Wien, München, Basel: Kurt Desch 1964; Franz Schoenberner, Hermann Kesten: Briefwechsel im Exil 1933–1945. Hg. von Frank Berninger. Mit einem Vorwort von Gerhard Schoenberner. Göttingen: Wallstein 2008.

10 Er arbeitete hier mit Walter Landauer zusammen; wie Kesten war auch dieser zuvor beim Gustav-Kiepenheuer-Verlag gewesen, vgl. Andreas Winkler: Hermann Kesten im Exil (1933–1940). Sein politisches und künstlerisches Selbstverständnis und seine Tätigkeit als Lektor in der deutschen Abteilung des Albert de Lange Verlages. Mit einem Anhang unveröffentlichter Verlagskorrespondenz von und an Hermann Kesten. Hamburg 1977.

11 Hermann Kesten: Dichter im Café. Mit einem Nachwort von Hermann Glaser. Cadolzburg: ars vivendi 2015 [zuerst: Wien, München, Basel: Kurt Desch 1959], S. 347.

12 Allgemein zur Wahrnehmung New Yorks durch die aus Deutschland und Österreich vertriebenen jüdischen Intellektuellen: Helmut F. Pfanner: Eine spröde Geliebte. New York aus Sicht deutscher und österreichischer Exilanten. In: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch 5 (1987), S. 40–54; Claudia Appelius: „Die schönste Stadt der Welt". Deutsch-jüdische Flüchtlinge in New York. Essen: Klartext-Verlag 2003; Brigitta Boveland: Exil und Identität. Österreichisch-jüdische Emigranten in New York und ihre Suche nach der verlorenen Heimat. Gießen: Psychosozial-Verlag 2006.

13 Klaus Mann, Hermann Kesten (Hg.): Heart of Europe. An Anthology of creative writing in Europe 1920–1940. With an introduction by Dorothy Canfield Fisher. New York: L. B. Fischer 1943.

denen Schriftsteller zusammenführten und zudem mit bekannten Autoren aus den europäischen Nachbarländern mischten, unabhängig von der Frage also, ob sie ins Exil vertrieben wurden oder nicht. Hier finden sich Stefan George und Hugo von Hofmannsthal mit Richard Beer-Hofmann, Hermann Broch, Stefan Zweig, Joseph Roth, Else Lasker-Schüler und Heinrich Mann in einer literarischen und intellektuellen Gruppe vereint, ganz so, als rückte das literarische Erbe Europas, von Amerika aus betrachtet, enger zusammen und als könnte man die literarische Sphäre von den Zerstörungen, die Ideologie und Politik angerichtet hatten, freihalten.[14] Im Alter von knapp fünfzig Jahren wurde Kesten schließlich Staatsbürger der USA. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs lebte er lange in Rom, aber auch in Basel, München und immer wieder auch für einige Zeit in New York. Erst Ende der 1970er Jahre zog er ins schweizerische Riehen, nahe Basel, wo er Anfang Mai 1996 an einer Lungenentzündung verstarb; am 7. Mai fand Kesten auf dem jüdischen Friedhof Basels seine letzte Ruhestätte.

Lange Zeit war eine gewisse Distanz dem lyrischen und erzählerischen Werk von Hermann Kesten gegenüber die Regel, mitunter hielten sich sogar abschätzige Wertungen; Golo Mann etwa nannte seine Schriften in einem Brief an seinen Verleger Ernst Klett Mitte der 1970er Jahre „das schlimmste Heine-Epigonentum“.[15] Heute jedoch werden viele seiner Bücher neu aufgelegt; aber erfolgreich geblieben ist Kesten weniger als Autor und Dichter, sondern vor allem als Literarhistoriker, als Pionier der Exilforschung und als Zeitzeuge. Unter sprechenden Titeln wie „Meine Freunde, die Poeten“, „Dichter im Café“[16], „Der Geist der Unruhe“[17] oder „Lauter Literaten“[18] fasste er seine für ein breites Publikum ge-

14 Für Frankreich geben die Herausgeber hier etwa Paul Valéry, Romain Rolland, André Gide und Marcel Proust an; vgl. auch Silke Schlawin: Die Anthologie ‚Heart of Europe‘. Ein Exilprojekt von Hermann Kesten und Klaus Mann für den L. B. Fischer Verlag (New York). In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 54 (2001), S. 1–108.

15 Golo Mann: Brief an Ernst Klett vom 15. Juli 1975. In: ders.: Briefe 1932–1992. Hg. von Tilmann Lahme, Kathrin Lüssi. Göttingen: Wallstein 2006, S. 231.

16 Kesten, Dichter im Café (wie Anm. 11); der Band bietet Studien aus dem literarischen Leben in Paris, London, Rom und New York sowie Wien, München und Berlin (insgesamt umfassen diese Essays den Zeitraum zwischen den 1920er und den 1950er Jahren).

17 Hermann Kesten: Der Geist der Unruhe. Literarische Streifzüge. Köln u. a.: Kiepenheuer & Witsch 1959; hier finden sich Essays über „Die Literatur und das Dritte Reich“, „Literatur im Exil“, „Die Epoche der Tyrannen“, „Der Weltkrieg gegen die Literatur“ sowie zum Thema „Die Moralisten“.

18 Hermann Kesten: Lauter Literaten. Porträts, Erinnerungen. München, Wien, Basel: Kurt Desch 1964; der Band vereinigt literarhistorische Essays über Samuel Johnson, Denis Diderot, Lessing, Wieland, Goethe, Schiller und Heine mit Porträts von Freunden und Erinnerungen an Freunde, etwa Thomas und Heinrich Mann, Max Brod, Kasimir Edschmid, Willy Haas, Victor Gollancz und Alfred Döblin.

schriebenen Werkporträts von Stefan Zweig, Lion Feuchtwanger, Thomas und Klaus Mann und vielen anderen zusammen. Manche dieser Texte waren zuvor in Feuilletons und Zeitschriften oder als Vorworte für Anthologien publiziert worden.[19] Stefan Zweig, den Kesten treffend den „bescheidensten aller Weltberühmten“[20] genannt hat, charakterisierte wiederum dessen Wirken und Rolle im literarischen Milieu in einem Brief an den Freund mit dem bekannt gewordenen Wort vom „Schutzheiligen aller über die Welt Versprengten“.[21] Kestens eigenes lyrisches und erzählerisches Frühwerk, dessen neusachlicher Ton an Erich Kästner erinnerte, so sehr, dass beide in den späten 1920er Jahren immer wieder verwechselt wurden[22], fand jedoch keinen Eingang in den Kanon der modernen Literatur; stattdessen wurde er zu einem der ersten Exilforscher, der an das Lebenswerk anderer erinnerte.[23] Eine bedeutende Edition Kestens mit dem Titel „Deutsche Literatur im Exil. Briefe europäischer Autoren 1933–1949“ von 1964 zeigt ihn selbst im brieflichen Austausch mit anderen Schicksalsgefährten. Die Anthologie eigener Korrespondenz war eine vermittelte Selbstbiographie und

---

19 Hermann Kesten: Meine Freunde, die Poeten. Zürich: Atrium 2006 [zuerst: Wien, München: Kurt Desch 1953]. Die Originalausgabe und verschiedene Neuauflagen unterscheiden sich zum Teil erheblich in der Auswahl der aufgenommenen Essays; eine Ausgabe im Kindler-Verlag (1959) hatte den doppelten Umfang und bot nicht nur Essays über Zeitgenossen Kestens, sondern präsentierte auch Klassiker des 19. Jahrhunderts wie Eichendorff, Heine oder Émile Zola.

20 Kesten, Meine Freunde, die Poeten (wie Anm. 19), S. 36.

21 Stefan Zweig: Brief an Hermann Kesten vom 22. Februar 1941, in: Kesten (Hg.), Deutsche Literatur im Exil (wie Anm. 9), S. 140.

22 So berichtet es Kesten selbst in seiner langen Skizze zu „Kästners literarischem Charakter“, einem Text, der auch als Selbstcharakterisierung gelesen werden kann, gerade weil er hier zu Beginn mit dem Satz „Ich bin mit manchem nicht einverstanden, denn ich bin nicht Erich Kästner“ auf Distanz zum Freund geht, vgl. Kesten, Meine Freunde, die Poeten (wie Anm. 19), S. 119–160, hier S. 122 und S. 156 f.; die Charakterisierungen Kästners, dessen Bücher im Mai 1933 ebenso wie die von Kesten verbrannt wurden, treffen auf beide zu, die Formeln „satirischer Menschenfreund“ (S. 121), „Kästner haßt den Schwulst“ (S. 127) oder „Poesie ohne Wahrheit ist keine Poesie“ (S. 127); auch das Kästner-Motto „Ich sehe zu. Ist das nichts?“ (S. 124) ist den Maximen Kestens verwandt, ebenso die literaturhistorische Verknüpfung mit Lessing, Heine und Börne („der Ton kommt von Heinrich Heine, die Tendenzen stammen von Lessing und Börne […], vom ‚Jungen Deutschland‘.“, S. 125 f. u. S. 155); das von Kesten geprägte Adverb „heinisch“ (S. 129) trifft also in ästhetischer Hinsicht auf beide zu, evozierte dann aber nach 1945 auch den durch die NS-Ideologie zugefügten politischen Riss zwischen ihnen, der Kästner als deutschen, Kesten dagegen als jüdischen Autor in unterschiedliche Schicksale zwang, einen Unterschied, der jahrelanges Schweigen zwischen beiden Freunden nach sich gezogen hatte, das Kesten nicht vergessen hatte. (vgl. S. 156).

23 Stephan Braese: Vom „anderen Deutschland“ zur „jungen Generation“. Hermann Kesten nach 1945. In Walter Fähnders, Hendrik Weber (Hg.): Dichter – Literator – Exilant. Über Hermann Kesten. Bielefeld: Aisthesis 2005, S. 173–192.

Ausdruck eines „Anderen Deutschlands“; sie brachte ihn selbst und die Briefpartner zurück in das öffentliche Bewusstsein der Leser. Dass dies nach 1945 keine Selbstverständlichkeit mehr sein konnte, zeigt die Briefedition ebenfalls, denn sie präsentierte die exilierten Autoren und Autorinnen nicht nur im Gespräch miteinander, sondern führte auch Briefe aus der Nachkriegszeit mit den 1933 in Deutschland verbliebenen Kollegen mit auf. In dieser besonderen Korrespondenz, die in der Forschung „first letters“ („Erste Briefe“) genannt wird, werden die Schwierigkeiten der Wiederanknüpfung eines 1933 abgebrochenen Gesprächs nun, nach dem Ende der Hitlerzeit, ebenfalls dokumentiert. Die starke Entfremdung, die mit dem vor aller Welt offenbarten Wissen um die Vernichtung der Juden auch zwischen ehemaligen Freunden und Schriftstellerkollegen eintrat, gehört, so lässt sich diese editorische Entscheidung von Hermann Kesten interpretieren, zum Verständnis des Exils dazu, denn dieses endete nicht mit dem Datum des 8. Mai 1945: Die politischen Ereignisse seit dem 30. Januar 1933 hatten die einen als „jüdische Asphaltliteraten“ ins Exil gezwungen, die meisten anderen dagegen im Schutz eines Selbstrückzugs belassen, der schon bald nach 1945 mit der Wendung von der „Inneren Emigration“ belegt wurde.[24] In der kurzen Einleitung des Briefbandes heißt es bei Kesten deshalb pointiert und seinerzeit auch noch völlig zurecht über die damals in Deutschland noch kaum begonnene Exilforschung: „Es gibt noch keine Geschichte der exilierten deutschen Literatur, nur Vorurteile und Ressentiments unter Gelehrten und Ungelehrten, oder gar Reste des Vokabulars aus dem ‚Dritten Reich‘.“[25]

24 Vgl. Nicolas Berg: Deutsch-jüdische Historikerbriefwechsel nach 1945. Zum Erkenntnispotential einer antagonistischen Konstellation, in: Matthias Berg, Helmut Neuhaus (Hg.): Briefkultur(en) in der deutschen Geschichtswissenschaft zwischen dem 19. und dem 21. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2021, S. 269 – 297; zur Wiederanknüpfung zwischen Kesten und Kästner, für die die Berufung auf Heine zum Schlüsselmoment wird, vgl. David Kettler: Ausgebrannt im Exil? „Erste Briefe“ zweier verbrannter Dichter. Die Korrespondenz Kesten – Kästner und Graf – Hartung. In: Primus-Heinz Kucher, Johannes F. Evelein und Helga Schreckenburger (Hg.), Erste Briefe/First Letters aus dem Exil 1945 – 1950. (Un)mögliche Gespräche. Fallbeispiele des literarischen und künstlerischen Exils. München 2011, S. 63 – 84, v. a. S. 69 f.
25 Hermann Kesten: Vorwort. In: ders., Deutsche Literatur im Exil (wie Anm. 9), S. 13 – 23, hier S. 17.

3 „Selbstsicherungsversuche“: Jüdische Goetheforscher zwischen Kaiserreich und Exil

Eines der umfangreichsten literarhistorischen Unternehmen, das das Ziel verfolgte, diese skeptische Einschätzung von Hermann Kesten von 1964 zu überwinden, war das von Renate Heuer initiierte „Lexikon deutsch-jüdischer Autoren des Archivs Bibliographia Judaica“ (ABJ), eine detaillierte werkbiographische Enzyklopädie, die auf einen älteren Plan des deutsch-jüdischen Rabbiners Elazar Benyoëtz aus den 1960er Jahren zurückging, der seinerzeit nicht realisiert werden konnte.[26] Das aber gelang nach jahrzehntelanger Arbeit mit Renate Heuer als Herausgeberin: Die ersten 16 Bände erschienen ab 1992 im Verlag Saur; nach dem Kauf dieses Verlages von De Gruyter bis zum Abschluss von Band 20 (sowie einem 21. Band mit Registern und Nachträgen von 2013) unter dem neuen Verlagsnamen. In dem Nachschlagewerk sind ca. 1.300 Autoren-Einträge von Schriftstellern, Künstlern, Publizisten und Wissenschaftlern versammelt, deren Vollständigkeit und Genauigkeit bei den biographischen und bibliographischen Angaben einzigartig ist.[27] Dieses größte lexikalische Unternehmen seiner Art enthält dabei nicht nur die bekannten Namen – zu denen neben Stefan Zweig auch Hermann Kesten zählt[28] –, sondern auch die Angaben zu Leben und Werk weniger bekannter Autorinnen und Autoren, etwa die heute vergessenen Goetheforscher und selten zitierten Literarhistoriker Michael Bernays, Ludwig Geiger, Max Morris und Richard M. Meyer, die unten vorgestellt werden.[29] Der als Ordnungsprinzip gewählte biographische Ansatz des Lexikons aber, gleichsam im literarhistorischen

26 Renate Heuer: Vorwort. In: Lexikon deutsch-jüdischer Autoren, Bd. 1 (A–Benc). Redaktionelle Leitung Renate Heuer. München, London, New York, Paris 1992, S. VII–IX, hier S. VII. Vgl. dazu auch den Beitrag von Jan Kühne und Anna Rosa Schlechter in diesem Band.

27 Zum Archiv Bibliographia Judaica vgl. Renate Heuer: Archiv Bibliographia Judaica e.V. Aufbau – Zweck der Sammlungen – wissenschaftliche Intentionen – demonstriert an einer Studie zu Julius Bab, in: Kerstin Schoor (Hg.): Zwischen Rassenhass und Identitätssuche. Deutsch-jüdische literarische Kultur im nationalsozialistischen Deutschland, Göttingen. Wallstein 2010, S. 403–418. Vgl. zu diesem Thema auch die Einführung von Dieter Burdorf zum vorliegenden Band.

28 Lexikon deutsch-jüdischer Autoren, Bd. 20 (Susm–Zwei). Berlin, Boston: De Gruyter 2012, S. 509–557 (Zweig); ebd., Bd. 14 (Kest–Kulk), München u. a.: Saur 2006, S. 3–26 (Kesten); zu Kesten vgl. auch: Albert M. Debrunner: Zu Hause im 20. Jahrhundert. Hermann Kesten. Biographie. Wädenswil 2017.

29 Lexikon deutsch-jüdischer Autoren, Bd. 3 (Bend–Bins), München u. a.: Saur 1993, S. 340–248 (Michael Bernays); ebd., Bd. 8 (Frie–Gers), München u. a.: Saur 2000, S. 336–361 (Ludwig Geiger); ebd., Bd. 17 (Meid–Phil), Berlin: De Gruyter 2009, S. 139–147 (Max Morris); ebd, S. 79–95 (Richard M. Meyer).

Akt des Eingedenkens zugleich mit klären zu müssen, wer als jüdisch einbezogen werden konnte und wer, etwa als Kind einer gemischt-konfessionellen Ehe, nicht mit aufgenommen wurde, warf Schwierigkeiten für die Kategorien auf, die hierbei angelegt wurden, Schwierigkeiten, die über das individuelle Selbstverständnis von Autorinnen und Autoren hinwegsehen mussten, um den definitorischen Rahmen des Archivs und dann auch des Handbuch- und Nachschlagewerks nicht zu dementieren oder aufzulösen.[30] Mit dem Prager Goetheforscher Johannes Urzidil wird in diesem Aufsatz eine solche Persönlichkeit vorgestellt, deren jüdisch-katholische Familienherkunft und Erziehung und deren deutsch-tschechisch-jüdisches Selbstverständnis eine klare lexikalisch vorgenommene Einordnung in ein „Lexikon deutsch-jüdischer Autoren" erschwert oder sogar quer zur Form der biographisch-alphabetischen Kanon-Bildung jüdischer Autoren steht, sowohl was dieses besondere Lexikon betrifft wie generell das Zugehörigkeitsraster von Enzyklopädien.[31]

Der Begriff „Goetheforscher", mit dem Urzidil hier eingeführt wird, ist bereits eine These des Beitrags, denn diese Bezeichnung war an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert die Chiffre für einen Beruf ohne feste Anstellung, eine Profession ohne die volle Anerkennung durch eine Institution. Die prekäre Berufstätigkeit auf dem Feld der Literaturgeschichtsschreibung, in den Philologien und in der archivalischen Pflege des öffentlichen Andenkens an die Klassiker war in dieser Zeit zu einer beruflichen Domäne von jüdischen Privatgelehrten geworden, für die die Namen Michael Bernays (1834–1897), Ludwig Geiger (1848–1919), Max Morris (1859–1918) und Richard M. Meyer (1860–1914) exemplarisch genannt seien.[32]

---

30 Siehe hierzu auch den Beitrag von Arndt Engelhardt in diesem Band.

31 Es mag in der Redaktion von Renate Heuer und ihren Kolleginnen und Kollegen im engeren Sinne sachlich-systematische Einwände gegen die Aufnahme von Johannes Urzidil in ein Lexikon gegeben haben, das dezidiert deutsch-jüdischen Autoren gewidmet ist; diese gelten natürlich nicht für Lexika der Weltliteratur oder der deutschsprachigen Literatur, wie die Einträge zu Urzidil in den folgenden Werken zeigen: Hans A. Neunzig u. a. (Hg.): Harenberg Lexikon der Weltliteratur. Autoren – Werke – Begriffe, Bd. 5 (Sand–Z). Vollst. überarb. und aktualis. Studienausgabe. Dortmund: Harenberg 1994, S. 2950 f.; Günter Albrecht u. a. (Hg.): Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 2. Zürich, New York: Olms 1993, S. 756 f.; Volker Meid: Lexikon der deutschsprachigen Autoren. Stuttgart: Reclam 2001, S. 892 f.; als Einführung zur komplexen Zugehörigkeitsfrage Urzidils eignet sich der Essay von Peter Demetz: Über Johannes Urzidil [zuerst 1996]. In: ders.: Böhmen böhmisch. Essays. Mit einem Vorwort von Karl Schwarzenberg. Wien: Zsolnay 2006, S. 132–143.

32 Leonore Goldschmidt: Philologie. In: Siegmund Kaznelson (Hg.): Juden im deutschen Kulturbereich. Ein Sammelwerk. Mit einem Geleitwort von Richard Willstätter. Berlin: Jüdischer Verlag 1962 [zuerst: 1959; das Werk entstand bereits 1934], S. 323–348 (zur Germanistik v. a. S. 342–348); Wilfried Barner, Christoph König (Hg.): Jüdische Intellektuelle und die Philologien in Deutschland 1871–1933. Göttingen: Wallstein 2001; Petra Ernst: Deutsche Sprache und „Weltli-

Bernays, der zum Protestantismus konvertierte Sohn eines Hamburger Rabbiners, war zunächst jahrelang als Journalist und Vortragsreisender tätig; 1873 lehrte er für ein Semester an der Universität Leipzig, ehe er durch die Universität München den Ruf auf eine außerordentliche Professur für Literaturgeschichte erhielt. In der Goetheforschung wurde er durch eine quellenkritische Schrift über die Vorstufen und frühen Fassungen der Entstehung des „Werther" und anderer Frühwerke Goethes (1866) und als Herausgeber einer dreibändigen Edition der Dichtungen und Briefe des jungen Goethe (1875) bekannt. Geiger, der wohl bekannteste Name in dieser Gelehrtenreihe, war der Sohn des berühmten Reformrabbiners Abraham Geiger. Er bot als Extraordinarius Vorlesungen aus dem Bereich der Literaturwissenschaft an der Universität Berlin an, von denen vor allem das von ihm wiederholt (auch publizistisch) angebotene Thema der deutsch-jüdischen Literatur zu Beginn des 20. Jahrhunderts beliebt war. Er veröffentlichte zeit seines Lebens zu Goethe-Themen, unter anderem eine Goethe-Biographie (1910); bekannter als seine Schriften wurde jedoch das von ihm 1880 begründete und über mehr als ein Vierteljahrhundert (bis 1913) herausgegebene Goethe-Jahrbuch, das zu seiner Zeit die Goetheforschung zusammenführte und -hielt und bis heute existiert. Morris, der aus armen Verhältnissen aufstieg, kam erst spät zur Philologie; er war zunächst als Arzt und als Forschungsreisender tätig, wechselte aber nach einer Erkrankung zur Literaturgeschichte und machte sich als Herausgeber von Goethe-Briefen, einer „Faust"-Edition sowie durch eine monumentale sechsbändige Edition „Der junge Goethe" (1909 – 1912) einen Namen, die auch methodisch einen neuen Standard setzte. Wie Morris war auch Richard M. Meyer Berliner. Er kam aber, anders als Morris, aus einer wohlhabenden Bankiersfamilie und lehrte ohne Geldsorgen als Privatdozent an der Universität. Daneben engagierte er sich als Mäzen und Förderer für das Werk Stefan Georges, für die literarisch-verlegerischen Angelegenheiten Gerhart Hauptmanns und vor allem für

teratur". Michael Bernays, Ludwig Geiger und andere Goetheforscher. In: Stephan Braese, Daniel Weidner (Hg.): Meine Sprache ist Deutsch. Deutsche Sprachkultur von Juden und die Geisteswissenschaften 1870 – 1970. Berlin: Kadmos 2015, S. 129 – 151; Claude Haas, Johannes Steizinger, Daniel Weidner (Hg.): Goethe um 1900. Berlin: Kadmos 2017; Nicolas Berg: „In der genauen Mitte zwischen Haben und Nichthaben". ‚Goethe' als Theorietext des deutschen Judentums. In: ebd., S. 239 – 267; zum Gesamtthema: Anna-Dorothea Ludewig, Steffen Höhne (Hg.): Goethe und die Juden – die Juden und Goethe. Beiträge zu einer Beziehungs- und Rezeptionsgeschichte. Berlin: De Gruyter Oldenbourg 2018; Klaus L. Berghahn: Ein klassischer Chiasmus: Goethe und die Juden, die Juden und Goethe. In: Goethe Yearbook 10 (2001), S. 203 – 221; Wilfried Barner: Von Rahel Varnhagen bis Friedrich Gundolf. Juden als deutsche Goethe-Verehrer. Göttingen: Wallstein 1992; ders.: Jüdische Goethe-Verehrung vor 1933. In: Stéphane Mosès, Albrecht Schöne (Hg.): Juden in der deutschen Literatur. Ein deutsch-israelisches Symposion. Frankfurt/M.: Fischer 1986, S. 127–151.

das Andenken an Friedrich Nietzsche. Seine Goethe-Biographie von 1895, die 1905 – auf über 800 Seiten erweitert – in dritter Auflage erschien und vor dem Ersten Weltkrieg in einer gekürzten Volksausgabe noch einmal verlegt wurde, war zu ihrer Zeit ein Standardwerk.

In den Jahren nach 1870/71 hatten jüdische Privatgelehrte also einen eminenten Anteil an der Gründung und Institutionalisierung von Archiven, Museen, Zeitschriften und Schriftenreihen, an der Herausgabe und Kommentierung von Werken und Briefen in Einzeleditionen und in der publizistischen Klassikerverehrung, der sie als Autoren von popularisierenden Goethe-Biographien dienten.[33] Jüdische Gelehrte wirkten an der Ausbildung und Ausdifferenzierung der deutschen Nationalphilologie mit, aber eben nicht gleichberechtigt mit der akademischen Germanistik, da ihnen an den Universitäten die Laufbahn eines Ordinarius im Kaiserreich und über den Ersten Weltkrieg hinaus häufig gesellschaftlich verwehrt blieb. So gründeten sie oft Zeitschriften, die für sie zur institutionellen Grundlage anstelle eines Lehrstuhls wurden.[34] Mit der Vertreibung aus Deutschland nach 1933 verloren diese Gelehrten natürlich mehr als lediglich das Recht, philologisch und publizistisch am literarischen Kanon ihrer Sprachheimat mitzuwirken. Doch das Exilparadox bestand bei ihnen nicht zuletzt auch darin, wie Helmut Koopmann in seinem Aufsatz „Von der Unzerstörbarkeit

33 Bei den an eine breite Leserschaft gerichteten Goethe-Biographien um 1900 spricht Wilfried Barner sogar von einem „Quasi-Monopol jüdischer Autoren“ und nennt die Namen Ludwig Geiger, Richard M. Meyer, Georg Witkowski, Eduard Engel und Albert Bielschowsky (hinzuzufügen wären auch die Goethe-Bücher von Georg Simmel, Friedrich Gundolf und Emil Ludwig). Bielschowskys Goethe-Biographie von 1895 erreichte bis Anfang der 1920er Jahre sage und schreibe 42 Auflagen; das Buch erschien erneut 1926 in einer überarbeiteten Fassung als ein „Hausbuch“, Konfirmations-, Kommunions- wie Bar-Mizwa-Geschenk. Gemeinsam war den meisten dieser Biographien (dies gilt aber gerade nicht für Simmel, Gundolf und Ludwig) das Anliegen, einen „olympischen“ und einen „nationalen Goethe“ zu präsentieren. Barner, Jüdische Goethe-Verehrung vor 1933 (wie Anm. 32), S. 140. Zum Buch von Simmel vgl. Daniel Weidner: „Überwert“, „individuelles Gesetz“ und „Mehr-Leben“. Georg Simmels Goethe zwischen kulturwissenschaftlicher und lebensphilosophischer Begriffsbildung. In: Haas u. a. (Hg.), Goethe um 1900 (wie Anm. 32), S. 92 – 115; Annette Simonis: Georg Simmels Goethebuch. Der Dichter als Wahrnehmungskünstler. In: dies.: Gestalttheorie von Goethe bis Benjamin. Diskursgeschichte einer deutschen Denkfigur. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2001, S. 84 – 118; Karl Robert Mandelkow: Das Goethebild Georg Simmels. In: Moritz Baßler u. a. (Hg.): Von der Natur zur Kunst zurück. Neue Beiträge zur Goethe-Forschung. Gotthart Wunberg zum 65. Geburtstag, Tübingen: Niemeyer 1997, S. 219 – 233 [wieder in: ders.: Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur Klassik- und Romantikrezeption in Deutschland. Frankfurt/M., Berlin, Bern u. a.: Lang 2001, S. 287 – 301].

34 Anna-Maria Post: Zeitschrift statt Lehrstuhl. Die „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“. In: Grundlagenforschung. Für eine linke Praxis in den Geisteswissenschaften, Nr. 1: Die wissenschaftliche Zeitschrift und ihr Wert, 2014, S. 40 – 61.

des Ichs. Zur Literarisierung der Exilerfahrung“ geschrieben hat, dass sie eben ihr „Ich“ als das Kostbarste mit in die Fremde nehmen konnten und dass sich dieses literarisch an Goethes Werk und Sprache gebildete Ich in einer neuen Umgebung als eine verunsicherte Instanz präsentierte, die durch die Not der existentiellen Verstoßung „problematisch geworden war, deswegen neu erfahren und auch neu definiert werden wollte.“[35] Koopmann argumentierte seinerzeit mit guten Gründen, dass die „Elementarerlebnisse“ der Vertreibung, der Ausbürgerung wie generell der Erfahrung des Heimatverlusts eine Konzentration auf die eigene Person und auf eigene Erfahrungen nach sich zogen.[36] Zu den „Elementarerlebnissen“ im Exil, so Koopmann, gehörte, dass Autoren die eigenen Lektüren, den eigenen Kanon wie auch den Sinn des eigenen Schreibens selbst zum Thema machten. Auch die Kenntnisse und das über viele Jahre erworbene literarische und philologische Wissen über Goethe, das diese Leser und Forscher mit in ihre Fluchtländer nahmen, wurde zum Vehikel eines Selbstgesprächs, zum „produktiven Fluchtmittel“, zum „Selbstsicherungsversuch“, um dem neuen Unbekannten etwas neues Eigenes entgegensetzen zu können.[37] Diese literarischen Strategien fanden sehr häufig anhand von Goethelektüren statt, etwa in Palästina, wo dem Alter und der politischen Sozialisation nach so verschiedene Autoren wie Paul Mühsam, Josef Kastein, Schalom Ben-Chorin oder Werner Kraft in den 1930er Jahren das mitgebrachte literarische Wissen in Form von teils affirmativen, teils kritischen Goethe-Lektüren zu klären und zu bilanzieren versuchten.[38] In Rio de Janeiro war es der Jurist und Diplomat Ernst Feder, der im August 1949 anlässlich des 200. Geburtstages von Goethe dessen besondere innere Beziehung zu Brasilien zum Thema einer eigenen Studie machte und zum Jubiläum auch selbst öffentlich sprach und in deutschen und brasilianischen Zeitungen publizierte.[39] Und in New York war es der Dichter Iwan Heilbut, der im College für junge Frauen im Sprachunterricht Auszüge aus dem ersten Teil von Goethes „Faust“ lesen ließ und der 1949 zum Dichterjubiläum am Goethe-Denkmal im Bryant Park neben der

---

35 Helmut Koopmann: Von der Unzerstörbarkeit des Ichs. Zur Literarisierung der Exilerfahrung. In: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch 2 (1984), S. 9 – 23, hier S. 11 f. und S. 15.

36 Koopmann, Von der Unzerstörbarkeit des Ich (wie Anm. 35), S. 12; Koopmann spricht auch vom „neuen Exildenken“ (S. 13).

37 Koopmann, Von der Unzerstörbarkeit des Ich (wie Anm. 35), S. 15.

38 Vgl. Jessen, Kanon im Exil (wie Anm. 1).

39 Ernst Feder: Goethes Gegenwart. Ansprache zur Feier von Goethes 200. Geburtstag, gehalten im Teatro Serrador zu Rio de Janeiro am 29. August 1949. Rio de Janeiro: Graficos Bloch 1949; ders.: Goethes Liebe zu Brasilien. Ijuí: Löw 1950; zu Ernst Feder: Lexikon deutsch-jüdischer Autoren, Bd. 6 (Dore–Fein). München: Saur 1998, S. 505 – 513; außerdem: Marlen Eckl: „Das Paradies ist überall verloren“. Das Brasilienbild von Flüchtlingen des Nationalsozialismus. Frankfurt/M.: Vervuert Verlag 2010.

New York Public Library eine Gedenkfeier organisierte, bei der auch er eine Festrede hielt und dazu eine Auswahl der Gedichte Goethes vorlas.[40]

Die literatur- und kulturwissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte hat in mehreren Überblicksdarstellungen und in einer ganzen Reihe von Beispielstudien gezeigt, wie gerade Goethes Werk bemerkenswerterweise im Exil zu einer außerordentlich wichtigen Instanz für viele der vertriebenen Autoren wurde – und dies häufig auch für die Zeit nach 1945 blieb.[41] Goethes Schriften waren dabei aber gerade kein fester und unveränderlicher Halt, sondern vielmehr ein reicher Fundus, das Material, an dem man seine alten und neuen Überzeugungen überprüfte und neu schärfte. So wurde er gerade in einer Phase wichtig, in der man sich von Deutschland innerlich abwandte oder abschließende ideelle und biographische Bilanzen über das Land der eigenen Herkunft formulierte. Anlass hierfür bekamen natürlich alle Goetheleser und -forscher, auch die ins Exil vertriebenen Goetheverehrer, durch das Goethe-Jubiläum von 1949 geboten, so dass die im Jubiläumsjahr entstandenen Auseinandersetzungen häufig den Charakter von Selbstprüfungen und Neufigurationen trugen: Hier blickten die vertriebenen Philologen, Schriftsteller, Publizisten, Dichter und Gelehrten, die aufgrund ihres jüdischen Glaubens oder ihrer jüdischen Herkunft und Familie vor den Trümmern ihrer bürgerlichen Existenz standen, von einem faktischen Ende her auf Goethe und auf die zwei Jahrhunderte der literarischen Tradition, die zwischen seiner Geburt und dem Ende des Zweiten Weltkriegs lagen, eine Tradition, die vor 1933 noch fraglos und für alle selbstverständlich gegolten hatte, die nun aber, in den Jahren des Zweiten Weltkriegs und nach dem Holocaust, hohl zu klingen begann und deswegen neu bewertet werden musste.

Auch für Hermann Kesten war Goethes Werk Lebenshalt und -inhalt gewesen, Autorität nicht allein für literarische Fragen. In seinem Essay über Stefan Zweig schreibt er etwa, dass „das weltbürgerliche Ideal […] das schönste Ideal der

40 Iwan Heilbut: Rede bei der Gedenkfeier zu Goethes 200. Geburtstag am 28. August 1949 am Goethe Denkmal im Bryant Park in New York, vorgetragen in englischer Sprache. In: Deutsches Exilarchiv 1933 – 1945. Deutsche Nationalbibliothek, Frankfurt am Main, Sign.: NL 097 – Iwan Heilbut, EB 96/182– A. 08.01.0010; zu Iwan Heilbut: Lexikon deutsch-jüdischer Autoren, Bd. 10 (Güde–Hein). München u. a.: Saur 2002, S. 339 – 346; Nicolas Berg: Archivspuren einer Denkfigur: Der „amerikanische Goethe“ als Exil- und Projektionsmetapher des deutsch-jüdischen Schriftstellers Iwan Heilbut. In: Jahrbuch Exilforschung 37 (2019), S. 30 – 57.

41 Brita Eckert, Werner Berthold (Hg.): „…er teilt mit uns allen das Exil“. Goethebilder der deutschsprachigen Emigration 1933 – 1945. Eine Ausstellung des Deutschen Exilarchivs 1933 – 1945 der Deutschen Bibliothek. Wiesbaden: Harrassowitz 1999; Wolfgang Frühwald: Die Goethe-Rezeption in der deutschsprachigen Exilliteratur (Nordrhein-Westfälische Akademie der Wissenschaften. Geisteswissenschaften. Vorträge). Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh 2002.

deutschen Literatur seit Goethe, Schiller und Heine“ sei.[42] Sowohl im Exil als auch nach seiner Rückkehr nach Europa 1949, in der Zeit als Vorsitzender des westdeutschen P.E.N.-Clubs, hat er dieser ideellen Verbundenheit immer wieder neu Ausdruck verliehen, manchmal in kleineren Prosaminiaturen[43], häufig aber auch nur in beiläufigen Zitaten und Bemerkungen in Briefen an Freunde und Kollegen. So heißt es etwa in einem Schreiben an Fritz Landshoff von Ende März 1947 aus New York: „Ich lese den ganzen Tag Schiller und Goethe und Sekundärliteratur über beide, das stimmt mich heiter. Ich vergesse die eigene Welt, und die öden Umstände, in denen wir leben.“[44] Ein anderer Brief, der im Oktober 1946 ebenfalls aus New York an Alfred Döblin gerichtet war, zeigt auf, dass Kestens Goethe-Lektüre im Exil kein ausschließlich bildungsbürgerliches Sedativum war und ihren Wert auch nicht nur als Tröstung besaß, sondern dass er dem Werk, den Briefen und den Gesprächen Goethes auch in Momenten der Verzweiflung, der Depression und der politischen Wut Sentenzen zu entnehmen wusste:

> Der Nachkrieg ist in knapp zwei Jahren so häßlich, und absurd, und belikos geworden, wie man es nach so einer Riesenschlachterei erwarten durfte. Man spricht von nichts als Krieg. Die alten Bundesgenossen sind die Feinde. Die Künste blühen nicht. Die Wissenschaften tun Kriegsdienst. Die Literatur spielt die Irre unter Ruinen. Die Menschheit sieht verdammt aus. Wo bleibt der verdammte Fortschritt? Ich las kürzlich im Eckermann ganz bewegliche Klagen des alten Goethe über die Verfinsterung seiner Zeit (recht hatte er unterm Metternich!) und Goethe meinte, Gott habe bald diese Menschheit und diese Welt satt, er werde alles in paar Jahrmillionen zusammenschlagen, um es neu wiederaufzubauen. Warum nicht?[45]

Goethe war in solchen Selbstverständigungsprozessen weniger ein Dichter-Gegenüber (das war er auch) und sein Werk auch nicht nur ein autoritativer literarischer Kanon, den man zu kennen hatte (das war ebenfalls Teil der literarischen Sozialisation dieser Generation); er war so etwas wie eine persönliche Sprache geworden, die Art und Weise, in der man seine Ideen, Empfindungen und Gedanken ordnete. Man dachte mit Goethe also nicht nur über Literatur, sondern auch über Krieg, Einsamkeit, Tod, die Geschichte und natürlich auch über das Exil und über Amerika nach. Für exilierte Schriftsteller war sein Wort somit nicht nur in Fragen des Dichtens Vorbild, sondern auch in existenzieller Hinsicht, dort also,

---

42 Kesten, Stefan Zweig, in: ders., Meine Freunde, die Poeten (wie Anm. 19), S. 23–36, hier S. 36.
43 Hermann Kesten: Johann Wolfgang Goethe. Die Vernunft macht den Poeten. In: ders., Lauter Literaten (wie Anm. 18), S. 246–261.
44 Kesten: Brief an Fritz Landshoff vom 22. März 1947. In: ders., Deutsche Literatur im Exil (wie Anm. 9), S. 302 f., hier S. 303.
45 Kesten: Brief an Alfred Döblin vom 6. Oktober 1947. In: ders., Deutsche Literatur im Exil (wie Anm. 9), S. 319 f., hier S. 320.

wo politischer Trost und Aufbegehren, Widerstand und Gerechtigkeitsempfindungen zum Ausdruck drängten oder aber kulturelle und sprachliche Zugehörigkeiten verhandelt wurden. Wie viele andere exilierte Schriftsteller pries auch Kesten aufschlussreicher Weise weniger Goethes klassische Aura und seine literarhistorische Ewigkeitsbedeutung, sondern den jugendlichen Goethe und dessen dichterische Anmaßungen gegenüber dem Schicksals- und Dichtergott, von dem man sich beim Schreiben der eigenen Gedichte zu emanzipieren hatte, eine berühmte juvenile Geste, die in Goethes „Prometheus" zum Dichtungsprogramm der Sturm-und-Drang-Periode wurde und die für jüdische Leser auch deshalb einen besonderen Klang aufwies, weil sie – wie auch der Beginn von „Faust I" – ein Hiob-Motiv gestaltete. Hier, so las Kesten die berühmten Verse nach 1945, „beschreibt Goethe recht gut die frechen Gefühle solch eines Pseudogotts und anmaßenden Schöpfers."[46] Mit solchen beiläufig in Briefen dokumentierten Bemerkungen zu Goethe, die Kesten im New York der Exiljahre niederschrieb, wird deutlich, dass hier ein anderer Goethe angerufen wurde als zeitgleich im fernen Nachkriegsdeutschland, wo die Feierlichkeiten zum 200. Geburtstag des Dichters im Gründungsjahr der Bundesrepublik keine aufbegehrende, emanzipatorische, sondern, gerade umgekehrt, eine staatstragende und tröstend-restituierende Funktion hatten und ganz der Versicherung der eigenen kulturellen Traditionen gewidmet waren.[47]

4 Prag als Lebensform – Johannes Urzidil

Was für Hermann Kesten gilt, war in noch weit höherem Maße der Fall für Johannes Urzidil, den ebenfalls nach New York vertriebenen Pragerdeutschen Schriftsteller. Für ihn wuchsen im Exil Prag und New York zur urbanen Chiffre eines literarischen Kosmopolitismus, der in der Tradition Goethes stand, zu-

46 Hermann Kesten: Brief an Matthew Josephson vom 21. Dezember 1947. In: ders., Deutsche Literatur im Exil (wie Anm. 9), S. 326 f., hier S. 326.

47 Vgl. exemplarisch die Rede von Eduard Spranger: Goethe über sich selbst. Rede gehalten in der Universität Tübingen am 19. Juli 1949 zur Feier von Goethes 200. Geburtstage. Tübingen: Neomarius Verlag 1949; zuerst in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 23 (1949), S. 357–379; zum Kontext: Arno Klönne: „Heimkehr zu Goethe?" Deutungsverhältnis von Jugend, „Bildungserbe" und Nationalsozialismus nach 1945. In: Diskussion Deutsch 100 (1988), S. 144–152; Ekkehart Krippendorff: 1945. Goethe als „Heilung"? In: Jochen Golz, Justus H. Ulbricht (Hg): Goethe in Gesellschaft. Zur Geschichte einer literarischen Vereinigung vom Kaiserreich bis zum wiedervereinigten Deutschland. Köln u. a.: Böhlau 2005, S. 151–155.

sammen.[48] Urzidil nannte Prag die „Herzmitte Europas“[49] und er bemaß die Bedeutung der Stadt nicht an ihrer Einwohnerzahl, nicht an ihrer „Ausdehnung“ und „Riesenhaftigkeit“, wie sie im Falle von New York gegeben waren.[50] Beide Städte waren in seiner Terminologie „Metropolen“, beide wiesen „mondiale“ Bedeutung aufgrund der in ihr wirksam werdenden „Vielfalt verschiedenster Elemente“ auf, aus denen sie sich, so Urzidil mit einer Goethe-Wendung, „als geprägte Form lebend entwickelt“ haben. Weder im Falle von Prag noch im Falle New Yorks lag die Bedeutung dieser Städte an der Anzahl der Einwohner: Das Metropolitane beider Städte basierte für ihn vielmehr auf der „Multiplizität“ der „ethnischen, religiösen und sozialen Lebenskräfte.“[51] Für den Pragerdeutschen Urzidil bestand in der urbanen „ethnischen, konfessionellen, sozialen und kulturellen Multiplizität“[52] einer jeden Stadt ihr Anspruch auf einen übernationalen Rang – und das galt gleichermaßen für das kleine europäische Prag seiner Herkunft wie für die moderne Mega-City an der nordamerikanischen Ostküste, die ihn als Vertriebenen aufgenommen hatte. Prag war in dieser Auffassung nicht nur ein Ort oder eine mit Kultur gesättigte Stadt, sondern eine eigene Weltanschauung. Und obwohl Goethe selbst nie in Prag gewesen war, so fungierte der Dichter für Urzidil dennoch „metonymisch für Prag“ und damit als Symbol „für die Vollendung der Kultur.“[53]

Die gemischtkulturelle Besonderheit Prags war für viele Zeitgenossen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zum Vorbild für ganz Europa geworden. Schon

48 Johannes Urzidil: Prag als geistiger Ausgangspunkt. Ansprache zum 80sten Geburtstag von Erich von Kahler. Gehalten im Leo Baeck Institut, New York am 21sten Oktober 1965. Sonderdruck des Leo Baeck Institute, New York 1966 [21 S.]; vgl. auch Jürgen Serke: Johannes Urzidil. Der Dichter, der sich seine böhmischen Dörfer in New York baute. In: ders.: Böhmische Dörfer. Wanderungen durch eine verlassene literarische Landschaft. Wien, Hamburg: Zsolnay 1987, S. 186 – 205. Bernd Hamacher spricht sogar von einer „performativen Reinszenierung von Prag in New York“, vgl. ders.: Prag und Goethe im Exil. Zur kulturellen Konstruktion Prags in der Konstellation Johannes Urzidil – Erich Kahler – Thomas Mann. In: Brücken. Germanistisches Jahrbuch Tschechien – Slowakei, N.F. 21 (2012), Nr. 1/2, S. 271 – 279, hier S. 274; Vera Schneider: Von Zinshäusern und Stahlpalästen: Johannes Urzidils New Yorker Soziotope. In: Steffen Höhne, Klaus Johann, Mirek Němec (Hg.): Johannes Urzidil (1896 – 1970). Ein „hinternationaler“ Schriftsteller zwischen Böhmen und New York. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2013, S. 539 – 560.
49 Urzidil, Prag als geistiger Ausgangspunkt (wie Anm. 48), S. 16.
50 Ebd., S. 7 f.
51 Ebd., S. 7.
52 Ebd., S. 8.
53 Hamacher, Prag und Goethe im Exil (wie Anm. 48), S. 276; dass Goethe nie in Prag war, widerlegte zwar Urzidils Konzept von der Bedeutung, die die Stadt für den Dichter gehabt hatte, nicht; doch das Faktum wird ihn gegrämt haben; er kompensierte es mit der starken Betonung des Einflusses, den Prager Freundinnen und Freunde auf Goethe hatten.

Joseph Roth hatte 1932 in seinem Feuilleton „Spaziergang durch eine verzauberte Stadt“ eine ähnliche Ode an das Prag der Zwischenkriegszeit verfasst. Auch er rühmte die Stadt als „eine Weltanschauung“.[54] Die ideelle Bedeutung der jungen Demokratie und ihrer Hauptstadt machte auch Roth an ihrer deutsch-jüdisch-tschechischen Gemengelage fest, in der auch er gerade kein nationales Chaos, sondern umgekehrt einen kulturellen Fortschritt erblickte. Diese Stadt repräsentiere seit 1918 nun auch einen „kräftigen, strebenden Staat“, dem „einer der merkwürdigsten Staatsmänner“ vorstand, so Roth, ein Mann, der nicht nur Politiker war, sondern „ein Polyhistor [...], ein Europagläubiger, ein Gerechter, ein Republikaner von majestätischem Format, ein Demokrat mit einer aristokratischen Seele, ein Bürger mit der Liebe zum Volk!“ Diese sich mehrfach geradezu überbietende Anrufung galt natürlich dem Präsidenten der Republik, Thomas G. Masaryk (1850 – 1937); und es erstaunt nicht, dass auch für Urzidil Masaryk die Idee der Stadt idealtypisch verkörperte und eine Art von Garantie für gute Politik darstellte; er rühmte ihn in Worten und Wendungen, die denen von Roth sehr ähnlich waren.[55] Urzidil präsentierte den tschechischen Gelehrten und Präsidenten aber auch als Goethekenner und Goetheforscher, der als Student eine „Faust“-Deutung geschrieben hatte, die Urzidil zum Beleg dafür anführte, dass Masaryk als Staatsmann und als „Symbol eines von den Ideen der Humanität getragenen Europäertums [...] ohne den Goethe-Geist undenkbar wäre.“[56] 1940 hatte Urzidil bereits in einem Artikel für eine in London erschienene tschechische Exilzeitschrift geschrieben, dass Masaryk das Erbe Goethes vollende.[57] Im Exil wiederholte er diese Hommage bei der Arbeit an der Neufassung seines Goethe-Buches von 1932, das er in den 1950er und frühen 1960er Jahren auf fast den dreifachen Umfang erweiterte. Auch die Masaryk-Seiten formuliert er hier noch einmal grundsätzlich; Urzidil verklammerte nun den politisch gewachsenen Rang des Staatsmannes mit dessen literarischer Bildung; Masaryk war, Urzidil zufolge, sozusagen an Goethe zu einem tschechischen Europäer geworden, er dachte

54 Joseph Roth: Heimweh nach Prag. Feuilletons, Glossen, Reportagen. Göttingen: Wallstein 2012, S. 558 – 561, hier S. 561.

55 Die Anrufung Masaryks als politische Hoffnungsgestalt ist ein wiederkehrendes Motiv in Schriften jüdischer Zeitgenossen, neben Roth und Urzidil finden wir es idealtypisch auch bei dem ebenfalls in Prag geborenen Willy Haas, der den „humane[n], humanistische[n] Geist des Präsidenten“ rühmte und ihn das „ehrwürdigste Staatsoberhaupt“ nannte, das er je erlebt habe, vgl. Willy Haas: Die literarische Welt. Erinnerungen. München 1954, S. 184.

56 Johannes Urzidil: Goethe in Böhmen. Zürich: Artemis 1962, S. 491.

57 Cechoslovak v Anglii, Nr. 9 vom 1. März 1940.

übernational auch deshalb, weil er den Dichter erkannt und das Vorbild Goethes „für die tschechische Wiedergeburtsbewegung richtig [...] gewürdigt“ habe.[58]

In Prag, das hier von Roth wie Urzidil als besonderes Wissensmilieu beschrieben wurde, war Johannes Urzidil 1896 geboren worden und hier lebte er auch die ersten vierundvierzig Jahre seines Lebens.[59] Schon als Gymnasiast hatte er – einer der vielen Prager expressionistischen Dichter jener Jahre – Gedichte in Zeitungen seiner Heimatstadt publiziert.[60] Später studierte er Literatur und Kunstgeschichte an der deutschen Universität der Stadt, die er ohne Abschluss verließ. Als bilingualer Mitarbeiter fand er für über ein Jahrzehnt in der Pressestelle der deutschen Botschaft Beschäftigung, ein Beruf, der ihn intellektuell kaum ausfüllte und ihm viel Zeit zum Lesen und Schreiben ließ. Eng waren auch seine Freundschaften und seine Verflechtung mit der Pragerdeutschen literarischen Szene jener Zeit: Franz Werfel, Rainer Maria Rilke, Max Brod und Oskar Baum kannte er persönlich und es war seinerzeit Johannes Urzidil, der nach dem Tod von Franz Kafka im Juni 1924 in einer öffentlichen Gedenkfeier Abschiedsworte für die Trauergemeinschaft an dessen Grab sprach.[61]

Sein Vater, Joseph Urzidil, war ein deutsch-böhmischer Lehrersohn katholischen Glaubens aus Schippin bei Franzensbad und arbeitete als Eisenbahnbeamter (wie auch Rilkes Vater). Seine Mutter Elise, geborene Metzeles, eine Prager Jüdin, die den Namen und Glauben ihres Mannes annahm, verlor Johannes Urzidil bereits im Alter von vier Jahren. Die zweite Ehefrau des Vaters war eine herrische tschechische Nationalpatriotin, die den Jungen ablehnte. Der Sohn, dem seine Eltern einen betont christlichen Namen gegeben hatten, wurde in seinen jungen Jahren katholisch erzogen. Er ging sonntags in die Kirche zur Beichte. Urzidil hat sich im Exil den Grundkonstellationen seines Lebens in seinen auf Deutsch verfassten Memoiren „Die verlorene Geliebte“ (1956) gewidmet. In diesem „Prag-Roman“, so nannte er ihn, war die „verlorene Geliebte“ aber keine Person, son-

---

58 Urzidil, Goethe in Böhmen (1962; wie Anm. 56), S. 491. In dieser Schlusswendung lehnte sich Urzidil an die Studie von Hugo Siebenschein an, die unter dem Titel „Masaryk a Goethe“ 1946 in Prag erschienen war und in der er nämliche Gedanken über das Verhältnis von Goethe und Masaryk vorfand: eine durchaus polare Erscheinung der beiden Naturen, deren Übereinstimmung dabei aber ein symbolisches Ineinandergreifen von Dichter und Staatslenker, von Geist und Macht darstellt.

59 Einführend: Peter Demetz: Über Johannes Urzidil (wie Anm. 31); Gerhard Trapp: Johannes Urzidil – Publizist zwischen den Nationen, in: Stifter Jahrbuch N. F. 4 (1990), S. 41–52; den Stand der Forschung bietet der Sammelband von Höhne u. a. (Hg.), Johannes Urzidil (wie Anm. 48).

60 Sein erster Lyrik-Band wurde in Leipzig bei Kurt Wolff verlegt, vgl. Johannes Urzidil: Sturz der Verzweifelten. Leipzig: Verlag Kurt Wolff 1919.

61 Johannes Urzidil: [Kafkas Trauerfeier und Beerdigung]. In: Merkur, Nr. 196 (Juni 1964), S. 595–599.

dern eine Gemeinschaft, ein Milieu, aus dem man gewaltsam vertrieben wurde und mit dem man daraufhin „inniger, heftiger und unablässiger zusammenlebt denn jemals", wie es im Kapitel „Die Fremden" heißt.[62] Diese Gemeinschaft war für ihn nicht national, nicht religiös und nicht politisch definiert, sondern bestand für ihn in der Stadt Prag selbst, den Pragern insgesamt, also nicht in einer ihrer sprachlichen, ethnischen oder intellektuellen Teil-Öffentlichkeiten, sondern in der Urbanität der Stadt und in der besonderen kulturellen Verfasstheit, die ihr eigen war.[63] Sein Leben als Sohn einer jüdischen Mutter, zwischen deutschem Vater und tschechischer Stiefmutter, aufgewachsen als Einzelkind (mit einem erst im Erwachsenenalter bekannt gewordenen tschechischen Halbbruder, dem Kind einer kurzzeitigen Liebschaft seines Vaters), wurde ihm später im Rückblick immer mehr zum Symbol einer besonderen Umbruchzeit, das über seine eigene Familienkonstellation hinaus reichte: Die Kindheit, Schulzeit und Jugend zwischen den Sprachen, den Religionen und den politischen Ideologien zu verbringen – das war etwas, was es an anderen Orten nicht in vergleichbarer Selbstverständlichkeit und Intensität gab; aber es entsprach exakt der historischen Besonderheit Prags jener Epoche und Urzidil war ein idealtypisches Kind der Stadt.[64] Er und seine Ehefrau Gertrude waren sich auch später darin einig, dass ihr eigenes Leben im Dreieck dieser Herkünfte ihnen keine Entscheidung für oder gegen einen Teil ihres gewachsenen Selbstverständnisses abzwingen konnte. Sie beide waren vielmehr zeit ihres Lebens stolz auf die vielen verschiedenen „Essenzen" ihrer Geburtsstadt, deren Geist sie im Sinne einer solchen Vielstimmigkeit die Treue hielten, einem Geist, der außer dem kosmopolitischen Bekenntnis zur Stadt Prag eben kein Wappen, kein Amtssiegel, keine nationale Flagge und kein anderes Emblem der kollektiven Zugehörigkeit hochhalten musste und konnte. Es war dies stattdessen eine Haltung, mit der man jüdisch-christliche und auch deutsch-tschechische Traditionspflege betreiben konnte, ohne dabei das Gefühl zu haben, sichtbare oder unsichtbare Grenzen zu übertreten. Urzidils Erinnerungen an seine Herkunft weisen oft einen fast glücklichen Tonfall auf, auch wenn

62 Johannes Urzidil: Die verlorene Geliebte. München: Langen Müller 1956, S. 317.

63 Was Urzidil über Werfel und Kafka schrieb, galt auch für ihn: Die Sprache „war zu aller Zeit seine einzige und wirkliche Geliebte und Gemahlin. Mit ihr zeugte er seine Geschöpfe und schuf Leben." Und: „Die Sprache ist in Wahrheit seine grosse Leidenschaft." Johannes Urzidil: Der lebendige Anteil des jüdischen Prag an der neueren deutschen Literatur. In: LBI Bulletin (1963), S. 276–297, hier S. 283.

64 Kateřina Čapková: Raum und Zeit als Faktoren der nationalen Identifkation der Prager Juden. In: Peter Becher, Anna Knechtel (Hg.): Praha – Prag 1900–1945. Literaturstadt zweier Sprachen. Passau: Stutz-Verlag 2010, S. 21–30; dies.: Czechs, Germans, Jews? National Identity and the Jews of Bohemia. New York, Oxford: Berghahn 2012.

der Leser am Ende der Darstellung von „Die verlorene Geliebte" den Ton der Bedrohung vernimmt, die das hier mit sanfter Ironie beschriebene eigene Leben vor dem Exil noch zu erwarten haben würde. In teils unbeschwerten, teils nachdenklichen Anekdoten berichtet er von den inzwischen von der Geschichte überholten Selbstverständlichkeiten der religiös-sprachlichen Mischkultur, die mit der deutschen Besatzung für immer verschwunden war. Verschiedenen anderen Äußerungen von Urzidil ist zu entnehmen, dass ihm in Amerika bewusst wurde, dass er einer der letzten Repräsentanten einer untergegangenen Kultur war. Im Vorwort der Neuausgabe von „Goethe in Böhmen" schreibt er 1962, sein Buch könne auch als „Erinnerungsmal einer Phase organischer Humanitätskultur der Nationen" gelten, „die bis vor kurzem das nunmehr zeitweilig abgeriegelte Land gemeinsam bewohnen durften."[65]

Schaut man die jüngeren Forschungsbeiträge zu Leben und Werk Urzidils durch, so fällt auf, dass es eine ganze Reihe von terminologischen Versuchen gibt, seinen Namen und sein Werk mit einer dialektisch-paradoxen Formel zu verknüpfen, anhand derer man sein Schaffen auf den Punkt zu bringen versucht. So ist beispielsweise vom „Schriftsteller im Grenzland" oder vom „hinternationalen" Autor die Rede. Beide Wendungen nehmen Selbstbeschreibungen von Urzidil auf und treffen durchaus einen Punkt seines Selbstverständnisses; die ironische Selbst-Provinzialisierung „hinternational" lautet im Kontext und im Originalwortlaut: „Hinter den Nationen – und nicht über – oder unterhalb – ließ es sich leben."[66] In dieser Wendung wird sein Selbstverständnis zur Sentenz, dass er ein Denken in Nationalkategorien ablehnte, das diese Über- und Unterordnung von Gruppen für gegeben oder gar für natürlich ausgab. Die Wendung „hinter-national" entzieht sich auch bewusst der im Nachhinein geflissentlichen „Internationalisierung" von Schriftstellern aus sprachlich, religiös und kulturell gemischten Räumen, durch die sie in ein beliebiges Niemandsland versetzt werden, in dem sie sich selbst niemals verortet haben. Das semantische Spiel mit dem Begriff „Hinternationalität" gibt also auch einen Gegenkommentar zum antisemitisch bewirtschafteten Bild des „internationalen" jüdischen Intellektuellen ab, ein wei-

---

65 Urzidil, Goethe in Böhmen (1962; wie Anm. 56), S. 9.

66 Vgl. etwa die Berufung auf dieses Diktum bei: Höhne u. a. (Hg.), Johannes Urzidil (wie Anm. 49), S. 14 u. ö.; auch der folgende Band referiert auf den Begriff: Klaus Johann, Vera Schneider (Hg.): HinterNational – Johannes Urzidil. Ein Lesebuch. Potsdam: Kulturforum Östliches Europa 2010; einführend zum Schriftsteller Urzidil: Gerhard Trapp: Die Prosa Johannes Urzidils. Zum Verständnis eines literarischen Werdegangs vom Expressionismus zur Gegenwart. Bern: Lang 1967; vgl. ferner Anja Bischof: „... ganz und gar erfunden, aber aus einer Wirklichkeit". Funktion und Bedeutung von Erinnerung im erzählerischen Werk Johannes Urzidils. Frankfurt/M., Berlin, Bern u. a.: Lang 2012.

terer Grund für Urzidil, diese fest geronnene – und für ihn definitiv falsche – Formel von sich zu weisen.

Im New Yorker Exil, wohin ihn das Deutsche Reich nach der Okkupation Prags im März 1939 als „Halbjuden" vertrieben und das er nach zweijähriger Flucht über die Schweiz, Italien und England mit dem letzten Liniendampfer, der von Liverpool in Richtung Amerika in See stach, im Februar 1941 erreichte[67], schlug er sich als Buchbinder mit Lederarbeiten durchs Leben; seine Ehefrau Gertrude Thierberger – Tochter eines Prager Rabbiners und ebenfalls eine Dichterin – war für ein paar Dollar als Kindermädchen tätig.[68] Urzidil selbst aber blieb, ungeachtet seines kargen Brotberufs, in der Neuen Welt, was er auch schon in Europa vor der Emigration gewesen war: ein deutschsprachiger Schriftsteller und ein Privatgelehrter, der ohne akademischen Status und ohne institutionelle Sicherheit seine Persönlichkeit als ein selbstbewusster Goetheforscher ausbildete; ein Intellektueller, der sich in zentralen Fragen an Goethe hielt und aus diesem Selbstverständnis heraus auf eindeutige nationale oder religiöse kollektive Zugehörigkeit verzichtete. Ihn interessierten Literatur und Musik, barocke wie klassische Literatur- und Maltraditionen gleichermaßen und er war und blieb mit der deutschen, der jüdischen, der tschechischen und – seit seiner Rettung nach New York – auch mit der amerikanischen Geschichte, Literatur und Kultur auf das Innigste verbunden und vertraut.

5 Erst- und Neufassung des Buches „Goethe in Böhmen" (1932/1962)

Im Jahr 1932 hatte Johannes Urzidil mit seiner Studie „Goethe in Böhmen" noch ein schmales und mit Illustrationen versehenes Werk von etwas über 250 Seiten vorgelegt.[69] Dieses Buch nannte Urzidil seinerzeit selbst noch „eine Goethe-Biographie unter dem besonderen Aspekt Böhmens".[70] An vielen Stellen des Buches

67 Gerhard Trapp, Peter Heumos: Antibarbaros: Johannes Urzidils publizistische Tätigkeit in Medien der tschechoslowakischen Exilregierung 1940 – 1945. In: Bohemia 40 (1999), H. 2, S. 417–435, hier S. 418.

68 Anthony Heilbut: Kultur ohne Heimat. Deutsche Emigranten in den USA nach 1930. Aus dem Amerikanischen von Jutta Schust. Weinheim, Berlin: Quadriga 1987, S. 238 f.

69 Johannes Urzidil: Goethe in Böhmen. Wien, Leipzig: Verlag Dr. Hans Epstein 1932; zu dieser Fassung vgl. Václav Petrbok: Johannes Urzidils ‚Goethe in Böhmen' im Kontext der tschechoslowakischen Goethefeiern 1932. In: Höhne u. a. (Hg.), Johannes Urzidil (wie Anm. 48), S. 319 – 342.

70 Urzidil, Goethe in Böhmen (1932; wie Anm. 69), S. 9 f.; zugleich kündigt er hier eine ausführlichere Abhandlung an, die für die zweite Auflage des vorliegenden Buches geplant sei und

wie auch in einem Vortrag über „Goethe und die böhmische Geschichte“, den er am Tag nach der Machtübernahme Hitlers, am 31. Januar 1933, im Rahmen der Deutschen Gesellschaft für Altertumskunde in Prag gehalten hatte,[71] werden jedoch systematischere Ambitionen des Autors auch schon zu dieser Zeit deutlich, hier heißt es etwa:

> Was in seinen [Goethes] Gesichtskreis trat – und so ist es auch mit der böhmischen Geschichte – erfasste er mit der ganzen vitalen Gegenwartsintensität seiner Natur und verarbeitete es, gliederte es seinem Weltbild ein, das – eben weil es nicht systematisch, weil es im Geiste der inneren Freiheit erwachsen ist – den weitesten Raum auch für die Umfassung von Widersprüchen bietet. Denn der innere Widerspruch ist eine Kategorie des Daseins überhaupt und den Widerspruch wegdisputieren oder fortdenken zu wollen, ist nur eine Frage der gedanklichen Angst, nur ein Produkt der Lebensfeigheit und der Versuch, sich aus der Vielfalt, Unvereinbarkeit, Wunderbarkeit, aus dem schöpferischen Überraschungsreichtum der Welt, oder wenn man will, aus dem Konflikt zwischen Wirklichkeit und Wahrheit, in ein beruhigendes, einschläferndes, konventionelles, starres Koordinatensystem zu retten, das Überlogische natürlichen Wachstums in ausgeklügelte Buchformen zu zwängen.[72]

Aus dieser Anrufung von Goethes „Vielfalt“, „Überraschungsreichtum“ und „Widersprüchen“ kann man auch herauslesen, warum Goethe für Urzidil auch zum biographisch-persönlichen Leitstern werden konnte. Urzidil, der sich seinerzeit noch als Schüler von August Sauer verstand, aber wissenschaftlich nicht weniger an das ältere Werk des tschechisch-jüdischen Literaturwissenschaftlers Arnošt Kraus anschloss,[73] rühmte in der ersten Fassung seines Goethebuchs, was in seinem Prager Leben zum Prinzip geworden war: eine kulturelle Fähigkeit, „Vielfalt“ als Bereicherung zu verstehen, dadurch „Unvereinbarkeiten“ zu über-

„die Einfügung des Themas in breitere geistesgeschichtliche Zusammenhänge zum Ziele“ habe (S. 12).

71 Johannes Urzidil: Goethe und die böhmische Geschichte. Vortrag, gehalten in der Deutschen Gesellschaft für Altertumskunde in Prag am 31. Jänner 1933. In: Germanoslawica 2/3 (März 1933), S. 372–385.

72 Urzidil, Goethe und die böhmische Geschichte (wie Anm. 71), S. 384 f.; zit. nach: Petrbok, Johannes Urzidils ‚Goethe in Böhmen‘ (wie Anm. 69), S. 332.

73 Vorgänger und Vorbild für Urzidil waren Arnošt Kraus: Goethe a Čechy. Část první [Goethe und Böhmen. Erster Teil]. Prag 1893; erweiterte Aufl. 1896; August Sauer: Goethe und Österreich. Briefe mit Erläuterungen. 2 Bde. Weimar 1903/1904; zu Kraus, der 1943 im Ghetto Theresienstadt ermordet wurde, vgl. Steffen Höhne: Der Germanist und Kulturvermittler Arnošt Kraus. In: Helena Brezinová, Steffen Höhne, Václav Petrbok (Hg.): Arnošt Vilém Kraus (1859–1943). Wissenschaftler und Kulturpolitiker. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2021, S. 9–32; zu Sauer: Steffen Höhne: August Sauer – ein Intellektueller in Prag im Spannungsfeld von Kultur- und Wissenschaftspolitik. In: ders. (Hg.): August Sauer (1855–1926). Ein Intellektueller in Prag zwischen Kultur- und Wissenschaftspolitik. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2011, S. 9–38.

brücken und „Widersprüche“ als antreibendes Lebenselement zu nehmen, mit seinen Worten: die „Wunderbarkeit“ der Freiheit. Seine Studie hatte der junge Urzidil aus Quellen und nach Archivbesuchen in Weimar und Marienbad gearbeitet und er hob in seiner Vorrede hervor, dass das Buch seine Entstehung nicht dem Jubiläum des 100. Todestages Goethes allein verdanke.[74] Und tatsächlich: Sein Thema war bereits hier, in der Erstfassung von 1932, die emphatische Darstellung „der wechselseitigen Beziehungen zwischen Goethe und Böhmen“.[75] Schon hier also war es das Anliegen Urzidils, nicht nur Goethes tiefes Verständnis der slawischen Welt, seinen „Freundschaftsbund mit diesem Lande“ (8), nachzuzeichnen; er wollte auch den Einfluss, den dieses auf Leben und Werk des Dichters genommen hatte, in den Fokus der Leser rücken und diese Reziprozität breit dokumentieren, denn gerade in den gegenseitigen Prägungen und Spiegelungen erblickte der Autor die „entscheidende Bedeutung“ seines Unternehmens. Die Zeit Goethes in Böhmen – Urzidil errechnete in der Summe fast drei Jahre, länger also, als die Lebensphase Goethes in Rom und in ganz Italien war – habe sein Denken und seine literarische Produktion besonders inspiriert und befördert (11):

> Worauf es mir also ankommen mußte, war zunächst Goethes permanenten Freundschaftsbund mit diesem Lande als eine der Kardinalbeziehungen seines Lebens nachzuweisen, denn es war ein Freundschaftsbund mindestens so intim – wenn auch in anderer Art – wie Goethes Liebesverhältnis zu Italien. (8)

Grund der Aufenthalte Goethes in den böhmischen Ländern seien also keineswegs lediglich die „Badereisen“ gewesen (15). Hier habe er vielmehr literarische Anregungen erhalten und naturwissenschaftliche Studien betrieben; der zweite Teil des „Faust“ und die „Wanderjahre“ verdankten seinen Aufenthalten viel, beide hingen, Urzidil zufolge, ideell eng mit Böhmen zusammen (11, 12) und außerdem habe die Landschaft auch Einfluss auf die „Novelle“ und auf die „Wahlverwandtschaften“ gehabt, so der Autor (20). In Teplitz habe zudem Goethes Begegnung mit Beethoven stattgefunden (20) und in Marienbad wiederum war das große Alterswerk entstanden, die „Marienbader Elegie“ (21). Immer und noch bis kurz vor seinem Tode habe Goethe in den höchsten Tönen von dem Land gesprochen (8 f.). Und so adressierte Urzidil schon die erste Fassung seines Buches im Jahr eines Goethe-Jubiläums nicht nur an die „Deutschen Böhmens“ (9) und er dachte auch nicht allein „an die gesamte deutsche Lesewelt, die eines

74 Urzidil, Goethe in Böhmen (1932; wie Anm. 69), S. 8.
75 Ebd. S. 8 und S. 19 („Wechselbeziehungen“); die folgenden Zitate hieraus werden durch bloße Seitenangaben in Klammern direkt im Text nachgewiesen.

Zeugnisses bedarf, welche grundsätzliche Bedeutung der Lebensraum und das Wesen des in Böhmen wohnenden deutschen Volksteils für das Schaffen und die geistige Entwicklung des größten deutschen Genies hatte." (10) Die Besonderheit der Erstfassung des Goethe-Buches von Urzidil besteht gerade darin, dass er seinen „innere[n] kulturpolitische[n] Auftrag" (10) darin sah, sein Buch in einer nationalistisch aufgepeitschten Zeit auch für das Volk der Tschechen verfasst zu haben, „für dessen Renaissance, erstarkende Kultur und Eigenart, für dessen führende Persönlichkeiten und Sprache Goethe ein dauerndes und lebhaftes Interesse" geäußert habe (10). Ein Goethe-Buch, so Urzidil in seiner Vorrede apodiktisch, könne gar nicht national oder nationalistisch sein; es müsse immer dessen „paradigmatische Kraft" (11) zeigen, es bedeute „immer einen Appell an alle lebenden Generationen" (10) und als Thema seien er und sein Werk „weit wie der Luftraum, in dem man in jeder Art frei sich bewegen und atmen kann." (10)

Die Neufassung von „Goethe in Böhmen" dreißig Jahre später auf einem anderen Kontinent war nun, anders als die Erstausgabe, nicht mehr mit jenem jugendlichem Elan geschrieben und entstand auch nicht in der notwendigen Ruhe an einem Prager Schreibtisch.[76] Dem Buch von 1962 ging zunächst eine kleine Studie über das Verhältnis von Goethe zu Amerika unter dem Titel „Das Glück der Gegenwart" voraus.[77] Urzidil nahm sich hier das Goethe-Motto des „Lebendigen", des „Werdenden" und des „Sich-Verwandelnden" zum Leitgedanken – und mit dem Dichter erteilte er hier allem „Gewordene[n] und Erstarrte[n]" eine Absage (nach einem Diktum Goethes zu Eckermann vom 13. Februar 1829). So ließ sich für ihn nicht nur Goethes Blick, sondern auch sein Freiheitsideal, sein eigenes positives Verhältnis zum modernen Amerika zur Darstellung bringen.[78] Der Band „Goethe in Böhmen" erschien vier Jahre später im Zürcher Artemis-Verlag. Er erhält seine eigentümliche zweite oder neue Gestalt, die ihn von dem titelgleichen

76 Zur erweiterten Neufassung des Buches vgl. Gerhard Trapp: Johannes Urzidils „Goethe in Böhmen". Entstehungsgeschichte und Nachwirkungen im Spannungsfeld der deutsch-tschechischen Kulturbeziehungen. In: Goethe in Olmütz. Beiträge zur internationalen Konferenz in Olmütz, 6.–8.12.1999. Olomouc: Univ. Palackeho 2000, S. 63–92; die vorliegende Deutung orientiert sich auch an Peter Demetz: Goethes böhmische Begegnungen [Rez. zu: Johannes Urzidil: Goethe in Böhmen]. In: Merkur 17 (1963), H. 180, S. 197–199; Demetz beginnt seine Besprechung mit der Erinnerung an die eigene Lektüre der Erstfassung des Buches in den Tagen der deutschen Besatzung. Dieses Goethebuch, so fasst er es in Worte, habe ihm, dem 17-jährigen Prager Gymnasiasten, seinerzeit die Sehnsucht vermittelt, selbst ebenfalls Literaturwissenschaftler zu werden.

77 Johannes Urzidil: Das Glück der Gegenwart. Goethes Amerikabild. Zürich, Stuttgart: Artemis 1958; die Studie hatte einen Umfang von knapp 60 Seiten [Wiederabdruck in: Alexander Ritter (Hg.): Deutschlands literarisches Amerikabild: Neuere Forschungen zur Amerikarezeption der deutschen Literatur. Hildesheim, New York: Olms 1977, S. 154–203].

78 Urzidil, Das Glück der Gegenwart (wie Anm. 77), S. 7.

Vorläufer unterscheidet, durch den anderen Blick des nun sechzigjährigen Autors und zugleich durch die nun gänzlich verschobene Perspektive auf Böhmen ebenso wie auf Goethe. Es war dies eine Perspektive, die durch die Flucht nach England und Amerika und durch den Neuanfang in New York Lebenswirklichkeit geworden war.[79] Seinerzeit, bei der Erstausgabe von 1932, war es dem Verfasser noch um die empirische Rekonstruktion der Reisen Goethes durch die böhmischen Länder zu tun gewesen und um die Darstellung der Kontakte mit Persönlichkeiten der Prager Finanz- und Kulturwelt. Im Exil wuchs dann das Manuskript aber auf den fast dreifachen Umfang an und erst hier erlangen die Aussagen jene kulturgeschichtlich ausgreifende Thesenhaftigkeit. Während er sein Buch also neu fasst und umschreibt, blickt er von außen auf sein Thema, zunächst von London aus (im Krieg und unter den Bomben der Deutschen) und dann über den Atlantik hinweg aus Amerika zurück nach Osten, nach Europa, ein Blick aus der räumlichen Ferne, der nach 1945 wusste, dass jenes historische Böhmen Goethes, um das es im Buch geht, zerstört war und nicht wiedererstehen würde.

Die Gliederung seines Themas nahm Urzidil als Mischung aus chronologischer Ordnung und systematischer Abhandlung vor. Das Buch ist nun in sieben größere Teile untergliedert, die wie folgt angeordnet sind: An den Beginn stellte er eine akribische Rekonstruktion der 17 Reisen, die Goethe nach Böhmen unternahm. Hier blieb er der Erstfassung des Buches nahe. Die Kapitel benannte er schlicht mit dem Zielort (oder den Zielorten) und dem Jahr der Reise. Diese rund 130 Seiten beginnen mit dem Abschnitt „Karlsbad, 1785" und enden mit „Marienbad, Karlsbad und Eger, 1823". Der zweite Teil stellt drei Frauen als Gliederungsschema vor, hier behandelte Urzidil Marianne von Eybenberg, Maria Ludovica und Ulrike von Levetzow, also jene Begegnungen Goethes, die seine Reisen motivierten oder ihnen im Rückblick Sinn und Bedeutung gaben. Es folgt im dritten Teil eine Auseinandersetzung mit der Landschaft Böhmens. Im vierten Teil schreibt Urzidil dann die Geschichte des Kulturraums, also der historischen, religiösen, sprachlichen und literarischen Geschichte Böhmens, wie Goethe sie seinerzeit angetroffen hatte. In diesem Teil sticht das sechste Kapitel hervor, das die Überschrift „Imaginäres Prag" trägt und in dem der Autor das Problem zu bearbeiten hatte, dass er seine Prager Perspektive auf den Dichter zu legitimieren hatte, obwohl dieser selbst die Stadt nie besucht hatte. Teil fünf ist schließlich der Dichtung Goethes gewidmet, die auf jenen Reisen entstand oder aber durch sie angestoßen wurde. Diese knapp fünfzig Seiten werden im sechsten Teil fortge-

79 Vgl. den letzten Satz des Vorwortes: Urzidil, Goethe in Böhmen (1962; wie Anm. 56), S. 9.; die folgenden Zitate aus dieser Ausgabe werden durch bloße Seitenangaben in Klammern direkt im Text nachgewiesen.

führt mit den naturwissenschaftlichen Schriften des Dichters. Ein letzter, siebenter Teil ist mit „Epilog“ überschrieben und auf diesen dreißig Seiten zieht Urzidil noch einmal Bilanz und beschäftigt sich mit dem, was er „Nachwirkungen“ Goethes nennt. Hier führt er mit Rainer Maria Rilke, Franz Werfel und Franz Kafka auch drei Prager Dichter auf, die „Weltgeltung“ erlangt haben, zwei der Genannten waren jüdischer Herkunft, eine Tatsache, die wie ein Siegel des Buches am Schluss mit der These aufwartet, dass die berühmte Pragerdeutsche Literatur der Moderne ebenfalls dem Geist Goethes zu danken ist (472). Es seien eben nicht nur „gewisse Tönungen im Sprachlichen“, so Urzidil, die in ihrem Werk wiederkehren, sondern eine Verwandtschaft, die sich „in der gesamten Geisteshaltung“ kundtat (472), und weiter:

> Dieser supranationale, von Humanitätsideen durchdrungene, wesentlich freiheitliche und gegen Gewalt gerichtete Geist kennzeichnet alle bedeutenden Autoren Prags. Gerade weil diese Stadt ein hitziger Kampfboden war, ergab sich bei ihren denkenden Deutschen solche antinationalistische Gegenwirkung, denn sie hatten erkannt, daß keine Seite, weder die österreichische noch die deutsche noch die tschechische, mit Gewalt etwas ausrichten könnte und daß auf die Dauer auch der ausmerzendsten Gewalt, woher immer sie auch komme, nicht das letzte Wort bleibt. (472f.)

Diese Konstruktion der ideellen Nähe von literarisch-geistigem Erblasser und den ihn geistig beerbenden, ebenfalls schreibenden jüdischen Söhnen, die das literarische Erbe Goethes auf ihre eigene politische und kulturelle Gegenwart anwenden, wird durch die Handschrift Urzidils hier auch zu einem Dokument eines jüdischen Selbstporträts, das sich ebenfalls in der Tradition Goethes sieht und sich programmatisch in diese hineinstellt. Dabei reizte es hier nicht nur den Literatur- und den Kulturdeuter Urzidil, sondern auch den Positivisten, den Umgang mit dem Goethe’schen Erbe auszumessen und die Bedeutung der Böhmischen Länder für Goethes Denkstil und Arbeiten dadurch noch einmal besonders zu akzentuieren, dass er sich Geistesgrößen zuwandte, die sich in der Nachfolge des Vorbilds gerade jene Schriften produktiv aneigneten, die auf den Reisen durch die Länder der Habsburger Monarchie entstanden waren. Hier stellte Urzidil dann sogar Adalbert Stifter ins Zentrum seiner Darstellung, auch dieser wird im Goethe-Buch ausführlich porträtiert und dabei als eine Persönlichkeit gezeichnet, die zwar im Charakter diametral von Goethe verschieden war, dadurch aber die Sehnsucht nach dem Vorbild umso treffender zu begründen vermochte:

> Die Verschiedenheiten sind so bedeutend, daß Goethe für Stifter eine ähnliche Sehnsucht bilden mußte, wie Italien für Goethe. In der Tat: Über die Romantik hinweg sehnt Stifter sich nach Goethe und durch Goethe hindurch nach allem, was er entbehrte oder zu entbehren glaubte. (463)

Auch dieser Satz, so erscheint es heutigen Lesern, konnte zur entbehrungsreichen Zeit seiner Niederschrift nicht anders gemeint sein denn als eine Selbstaussage. Auch Urzidil und mit ihm ein Großteil der jüdischen Goetheverehrer des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts „sehnten sich nach Goethe und durch Goethe hindurch nach allem, was sie entbehrten oder zu entbehren glaubten." Böhmen wird in der Interpretation Urzidils zum ersten Sehnsuchtsort Goethes, noch vor Italien. Er zitiert Goethes Wort vom „böhmischen Zauberkreise" immer wieder, wiederholt die Charakterisierung des „lieben Böhmen" und des „werten Reichs" (134) mehrmals und über das ganze Buch verteilt. Dieser westlichste Rand des östlichen, des slawischen Teils Europas, war, so Urzidil, „entscheidend für sein Erkennen"; gerade diese Welt regte Goethes „Formen und sein Gemüt" an und wurde ihm, in späten Jahren symbolisiert durch die Begegnung mit Ulrike von Levetzow, zum Quell einer lebenslangen Verjüngung (134). So stand für Urzidil fest: „Für Literatur und Publikum seiner Zeit war Goethe der eigentliche Entdecker böhmischer Landschaften." (181) Er hat sie nicht nur bereist, sondern auch in Briefen beschrieben, als Maler gezeichnet und als Geologe, als Mineraloge und als Botaniker erforscht. Und nicht zuletzt: Goethe hat die böhmischen Länder in seinen Gedichten verewigt (181). Es gehört zu den Besonderheiten von Urzidils „Goethe in Böhmen", dass es die breit dokumentarischen Partien des Buches, seinen Positivismus, mit den Thesen und Deutungen des Verehrers und Autobiographen so zusammenfügt, als seien die Schlussfolgerungen aus den überlieferten Fakten reine Empirie und kein Traumbild, kein filigranes Wunschgebilde, das den Autor verführte, seine Hoffnungen in die Zukunft Europas in das kulturhistorische Gewand einer philologischen Auseinandersetzung mit dem böhmischen Erbe Goethes zu kleiden.

6 Resümee: Literarische Kontrapunkte in New York

Es stimmt gewiss alles drei: Das Buch „Goethe in Böhmen" von Johannes Urzidil enthält in beiden Fassungen, der von 1932 wie der von 1962, viel über Goethe, viel über Böhmen, aber eben auch viel über den Autor. Der Kern des Selbstverständnisses Urzidils ist offenkundig mit seiner Berufsbezeichnung besser getroffen, als mit der Frage nach seiner Religiosität oder derjenigen der Eltern zum Ausdruck gebracht werden kann: Mit seiner ganzen Existenz und literarischen Selbstbildung war er ein Goetheforscher. Das Werk des Weimarer Dichters wird ihm im Exil zu einer neuen Aufgabe, zu einem Ort der eigenen Passage, der eigenen Adaption an die neue Heimat. Es verband ihn sowohl mit der böhmisch-

deutschen Sprachheimat als auch mit dem ganzen deutschsprachigen Kulturraum; und das ließ Goethe zu einer „Projektionsmetapher“[80] werden, über die Jacques Picard geschrieben hat, als er den antreibenden Motiven im Werk von exilierten Autoren nachforschte. Die sich in Urzidils eigenem Schreiben wiederholende Reziprozität des Buchtitels „Goethe in Böhmen“ gab dem Prager Autor eine natürliche und geradezu selbstverständliche Autorität, 1932 zum Initiator und zur treibenden Kraft einer lokalpolitischen Interessensgemeinschaft zu werden, deren Anliegen es war, anlässlich des Jubiläums eine Goethe-Statue in Marienbad in Auftrag zu geben und in der Mitte des Ortes aufstellen zu lassen. Auf den Fotos, die vom Festtag der Einweihung des Denkmals stammen und die im Center for Jewish History überliefert sind, steht Urzidil auf einem erhöhten Rednerpult vor einer Menschenmenge, in der die Honoratioren der Stadt Zylinder tragen und die Bürgerinnen die besten Kleider und Hüte, und spricht zum Thema seines Lebens. Das Selbstverständnis als Goetheforscher trug ihn auch in seinem Alltag als Privatgelehrter in Amerika. Carl Zuckmayer hat in den 1960er Jahren in seiner Autobiographie über seine damaligen Freundschaftsbegegnungen mit Johannes Urzidil berichtet und geschildert, wie beide „durch die Wälder“ streiften und „die Mineralien der Felsenzüge“ untersuchten: „Noch heute steht auf dem Wandsims meines Arbeitszimmers eine Messingschale mit kleinen, fünfeckigen Granaten, die wir mit Hämmerchen und Taschenmessern aus dem basaltenen Urgestein gebrochen hatten, wie ‚Goethe in Böhmen‘.“[81] Hier also, im New Yorker Exil, überarbeitete Urzidil nicht einfach nur die Erstfassung seiner Studie über den böhmischen Goethe von 1932, die sich zu einer ganz neuen Fassung des Buchs auswuchs; hier aktualisierte und erneuerte er seine Thesen mit der Verve, die ihm nun die Weltstadt New York zusätzlich anbot, weil sie im Großen den Grundgedanken seiner Arbeiten zur Kultur der Goethezeit wie auch zur deutschsprachigen Literatur der Moderne, v.a. zu Leben und Werk von Rilke, Stifter und Kafka und zur gesamten deutsch-jüdischen Literatur Prags, gleichsam auf einer größeren Bühne, als Prag es gewesen war, zu bestätigen schien.[82] Alle diese Texte verfasste er – mit ganz wenigen Ausnahmen[83] – in deutscher Sprache. Manche erschienen

---

80 Picard, Das Alphabet der Erinnerung (wie Anm. 6), S. 305.

81 Carl Zuckmayer: Als wärs ein Stück von mir. Horen der Freundschaft [zuerst 1966]. Frankfurt/M.: Fischer 2002, S. 616 f.

82 Johannes Urzidil: Prag – Geist und Größe einer europäischen Hauptstadt. In: ders., Anselm Jaenicke: Prag: Glanz und Mystik einer Stadt. Krefeld: Scherpe Verlag 1966, S. 9–24; ders., Prag als geistiger Ausgangspunkt (wie Anm. 48); ders., Der lebendige Anteil des jüdischen Prag (wie Anm. 63), S. 276–297.

83 Johannes Urzidil: Goethe and America. In: Wilhelm Unger, Lutz Weltmann (Hg.): The Goethe-Year (1749–1949). An international bilingual publication, issued to celebrate the bi-centenary of

in Zeitschriften und Zeitungen, er publizierte etwa wiederholt im Schweizer Artemis-Verlag. Nur nach Prag kehrte Johannes Urzidil nie wieder zurück, auch nicht besuchsweise. Zwar rumore im Exilierten, so schrieb er, unter allen anderen Gefühlen „die verzehrende Sehnsucht nach Wiederaufnahme und Wiederbesitz“, jedoch: „Soll man sich zurücksehnen nach irgend etwas, das längst dahin ist oder sich inzwischen völlig verändert hat? Auch der Verbannte verändert sich […].“[84] Während er Prag nicht mehr wiedersehen sollte, gab er seinen Büchern und Vorträgen, auch in neuen Auflagen und Übersetzungen, stets einen Hinweis auf die Stadt seiner Geburt und Herkunft mit.[85]

Beide Goethe-Bücher, das zum Goethe-Gedenkjahr von 1932 und die Neufassung von 1962, beginnen mit dem Satz: „Die Geschichte dieses Buchs beginnt im germanistischen Seminar Professor Sauers an der Prager deutschen Universität im Jahr 1914.“[86] Doch das heute vor uns liegende Werk ist kein Dokument, in das sich lediglich die Ereignisse des Ersten Weltkriegs eingeschrieben haben; es ist in seiner Fortschreibung im Exil auch eines, in das die historischen Katastrophen des Zweiten Weltkriegs und des Holocaust eingegangen sind. Goethe und sein Werk blieben zwar die alles entscheidenden Kontinuitäten von Urzidils Leben; aber es war nicht derselbe Goethe von 1932, auf den er nun, nach 1945, zurückblickte. Im Rückblick auf eine unwiderruflich zerstörte Kultur ging es Urzidil jetzt, bei der Fortsetzung seiner Arbeit im New Yorker Stadtteil Queens, noch einmal verstärkt um die „Ausstrahlungen Prags“ und darum, „den Kulturraum geschichtlich, religiös und mit seinen damaligen sozialen und nationalen Aktualitäten abzubilden“.[87] Urzidils Transkription der biographischen Realien von Goethes (und seinem) Leben in ein kulturgeschichtliches Wissen, für das er als historiographische Autorität auftrat, folgte der Maxime, dass „drei Fünftel von

the birth of Goethe. London: Orpheus Publications 1949, S. 214–220; Johannes Urzidil: Goethe and art. In: The Germanic Review 24 (1949), S. 184–199.

84 Urzidil, Die verlorene Geliebte (wie Anm. 62), S. 317.

85 Zur Wirkung von Urzidils Goetheforschung in der Tschechoslowakei vgl. Kurt Krolop: Goethe und die Tschechen. In: Walter Koschmal (Hg.): Deutsche und Tschechen: Geschichte – Kultur – Politik. München: Beck 2001, S. 200–207; Gerhard Trapp: Johannes Urzidil – Ein Prager auf den Spuren Goethes. In: Brücken N.F. 13 (2005), S. 253–267; Václav Petrbok: Čechy v Goethovi a Goethe v Čechách [Böhmen in Goethe und Goethe in Böhmen]. In: Johannes Urzidil: Goethe v Čechách. Übersetzt von Veronika Dudková u. Michaela Jacosenová. Příbram 2009, S. 455–467; zur erst spät erfolgten Übersetzung des Hauptwerks von Urzidil ins Tschechische vgl. Gerhard Trapp: Nach 77 Jahren: Johannes Urzidils „Goethe in Böhmen“ in tschechischer Erstübersetzung. In: Sudetenland. Europäische Kulturzeitschrift 53 (2011), Nr. 4, S. 477–484.

86 Urzidil, Goethe in Böhmen (1932; wie Anm. 69), S. 7; ders., Goethe in Böhmen (1962; wie Anm. 56), S. 8.

87 Urzidil, Goethe in Böhmen (1962; wie Anm. 56), S. 8.

Goethes gereiftem Leben bis zu seinem Ende unablässig böhmische Kontrapunkte“ aufweisen. Und er machte genau diese „Kontrapunkte“ auch zum Vehikel seiner eigenen „Verbundenheit mit Böhmen“, mit der „böhmischen Sphäre“, die er für den Dichter erforschte und für sich selbst mit dem Anspruch lebendig hielt, „die Landschaft als ästhetisch-sittlich wirksames Kontinuum [...] in ihrem Widerschein in Goethes Werk zu zeigen.“[88] Urzidil betrieb also beides: die Goethesierung seiner Heimat und die Böhmisierung Goethes, der in seiner Darstellung nicht nur eine viel stärker mitteleuropäische, sondern eine geradezu slawisch geprägte Persönlichkeit wird. Es entspricht dieser Wahrheit, wenn ein New Yorker Vortrag Urzidils über „Goethe in Böhmen“, den er im Zweiten Weltkrieg im Hotel Empire hielt, von der Redaktion der deutschsprachigen jüdischen Zeitung „Aufbau“ mit den folgenden Worten angekündigt wurde: „Der Vortragende – einer der besten Goethe-Kenner unserer Zeit – wird die Zusammenhänge Goethes mit der slawischen Welt erörtern.“[89] Der Privatgelehrte Urzidil blieb in New York Goetheforscher, aber auch er veränderte sich. Mit einer gelehrten Hingabe an den Weimarer Dichter auf allen Gebieten des Wissens und in verschiedenen ideellen Rollen universalisierte er Goethe und fungierte dabei als Biograph und Literarhistoriker, als Kulturdeuter und Philosoph, als Völkerpsychologe und Schriftsteller – und nicht zuletzt als Autobiograph und somit auch als politischer Kommentator, der dem von Deutschland und Europa verspielten Erbe der Goethezeit nachtrauerte. Vor diesem Hintergrund hört man deutlich die jüdische Tonalität in der Einleitung seines Buchs von 1962, wenn Urzidil hier den lakonischen Satz niederschreibt:

> Der Vorsatz dieses Buches konnte [...] nicht ausschließlich literarhistorisch oder goethewissenschaftlich sein, denn sein Thema rührt leise, aber entschieden an die tiefen Neigungen und Spannungen im Mit- und Gegeneinander der Nationen.[90]

So fächerte der Autor mit Goethes Liebe zu Böhmen nicht nur eine bedeutende Facette im Leben und Werk des Dichters auf, sondern er verfasste ein literarisches Denkmal für ein Verständnis von Weltliteratur jenseits der Nationalkultur, für jene Aspekte der literarischen Prägungen also, die nicht von einer Person ausgehen und in die Peripherien der Leserschaft ausstrahlen: Die Goethe gewidmete Studie von Urzidil wird – wie alle seine Publikationen – von einem an Goethe geschulten Begriff von Weltliteratur getragen, die er systematisch pries, weil sie im ent-

88 Urzidil, Goethe in Böhmen (1962; wie Anm. 56), S. 7 und S. 8.
89 „Sonntag, 16. Januar, 4 p. m. im Hotel Empire Johannes Urzidil ‚Goethe und Böhmen‘“. Anzeige in der deutschen Exilzeitung Aufbau, Bd. 10 vom 7. Januar 1944, S. 20.
90 Urzidil, Goethe in Böhmen (1962; wie Anm. 56), S. 7.

scheidenden Maße nicht von heimischen, sozusagen von „eigenen“, sondern von neu hinzugewonnenen, erworbenen Kulturimpulsen geprägt wurde. Diese Botschaft, die in derselben ideellen Tonart verfasst wurde wie das eigene Selbstverständnis des Autors, der sie weitertrug, eingehend zu studieren lohnt sich immer noch, sechzig Jahre nach der Neufassung von „Goethe in Böhmen“ und neunzig Jahre nach der Erstpublikation des Buches.

Personenregister

Abrantes 89
Adolf, Helene 26
Adorno, Theodor Wiesengrund 6
Aharony, Ma'ayan 59
Albrecht, Günter 106
Altenhofer, Norbert 24, 46–48, 55
Améry, Jean 81
Andernacht, Dietrich 43
Andreae, Johann Valentin 7
Andress, Reinhard 98
Apel, Friedmar 6
Appelius, Claudia 101
Arendt, Hannah 98
Arlosoroff, Chaim Viktor 36
Assmann, Aleida 6
Averintsev, Sergei S. 89

Bab, Julius 24
Baier, Horst 26
Bannasch, Bettina 99
Barner, Wilfried 106–108
Bartels, Adolf 16
Bashmashnikov, Tammy 59
Baum, Oskar 115
Baumgardt, David 82
Becher, Johannes R. 82
Becher, Peter 116
Beer-Hofmann, Richard 102
Ben-Chorin, Schalom 109
Benjamin, Walter 9 f.
Benyoëtz, Elazar 1 f., 19, 24, 41–43, 50, 55 f., 60–76, 85, 105
Berg, Nicolas 2, 4, 20, 24, 26, 104, 107, 110
Berghahn, Klaus L. 107
Bergmann, Hugo 72 f.
Berman, Lila Corwin 84, 90
Bernays, Michael 105–107
Berninger, Frank 101
Berthold, Werner 110
Bieberbach, Ludwig 34
Bielschowsky, Albert 108
Biller, Maxim 84
Bilski, Emily D. 17
Bischof, Anja 117
Blumenberg, Hans 25 f.
Blumenfeld, Kurt 36
Bohus, Kata 82
Borchardt, Rudolf 22
Borges, Jorge Luis 8
Börne, Ludwig 16, 49, 58, 103
Boveland, Brigitta 101
Braese, Stephan 14, 16, 84, 103, 107
Brändle, Rainer 16, 58
Brauch, Julia 1 f., 4
Braun, Christina von 15, 22
Brenner, Michael 10
Brezinová, Helena 119
Broch, Hermann 102
Brod, Max 28, 36, 39, 71 f., 102, 115
Brumlik, Micha 15, 22
Buber, Martin 76
Burdorf, Dieter 1 f., 4, 7, 25, 37, 105

Cahan, Ya'akov 64
Canetti, Elias 74
Čapková, Kateřina 116
Cassel, David 12 f.
Cassirer, Paul 6
Cohen, Hermann 8
Cohen, Jeremy 87
Cohen, Richard I. 87
Cohn, Willy 34, 80
Czollek, Max 84

Dan, Joseph 72
de Keijzer, Bettina 4
Debrunner, Albert M. 105
Dehmel, Richard 72
Demetz, Peter 106, 115, 121
Derrida, Jacques 8
Diderot, Denis 102
Diekmann, Irene 85
Dilthey, Wilhelm 79
Diner, Dan 5, 8 f., 14 f., 17–20, 22
Divers, Greg 98
Döblin, Alfred 102, 111

https://doi.org/10.1515/9783110785302-010

Dohm, Christian Wilhelm 89
Dülmen, Richard van 7

Eckermann, Johann Peter 111, 121
Eckert, Brita 110
Eckl, Marlen 109
Edelmann-Ohler, Eva 64
Edschmid, Kasimir 102
Eloesser, Arthur 94 f.
Engel, Eduard 108
Engelhardt, Arndt 2, 4, 9 f., 13, 20, 22, 84, 106
Engelmann, Paul 64
Erdle, Birgit R. 99
Erdmann, Benno 79
Ernst, Petra 106
Ersch, Johann Samuel 7, 11, 13
Eybenberg, Marianne von 122

Fähnders, Walter 103
Faust, Johann Georg 13
Feder, Ernst 109
Feiner, Shmuel 14, 18
Feuchtwanger, Lion 103
Fiedler, Leonhard 55
Fischer, Torben 84
France, Peter 89
Franke, Herbert 43
Freudenthal, Gad 10
Frey, Winfried 57 f.
Fricke, Harald 6, 61
Friedmann, Jan 83

Gall, Lothar 58
Gallas, Elisabeth 67, 72
Gans, David 89
Gans, Eduard 18
Geiger, Abraham 107
Geiger, Ludwig 105 – 108
Gempp-Friedrich, Tilmann 2 f., 19, 60, 81, 85
George, Stefan 102, 107
Gide, André 102
Glaser, Hermann 101
Glenn, Susan A. 90 f.
Goebel, Eckart 98
Goethe, Johann Wolfgang 6, 38 f., 80, 97, 100, 102, 105 – 115, 117 – 128
Goldberg, Lea 34
Goldschmidt, Leonore 106
Gollancz, Victor 102
Golz, Jochen 112
Gronemann, Sammy 36, 66
Groppe, Carola 40
Gruber, Johann Gottfried 7, 11, 13
Grubitz, Christoph 19, 61, 73
Grunert, Frank 7
Gundolf, Friedrich 107 f.

Haarkötter, Hektor 26
Haas, Claude 107 f.
Haas, Willy 102, 114
Hamacher, Bernd 113
Hamburger, Käte 2, 77 – 84, 86
Hauptmann, Gerhart 107
Haverkamp, Anselm 25
Heid, Ludger Joseph 17, 19, 24, 27, 58, 96
Heilbut, Iwan 109 f., 118
Heimann, Betty (Indologin) 77 f.
Heimann, Betty (Philosophin) 77 f.
Heine, Heinrich 16, 95, 102 – 104, 111
Herbert, Ulrich 83
Herz, Henriette 17
Heuberger, Rachel 9, 11 f., 39
Heuer, Renate 1 – 5, 16 f., 19 – 27, 34, 38, 41 – 43, 46 – 50, 53 – 60, 63, 68 – 71, 74, 77 – 79, 83 – 87, 96, 105 f.
Heumos, Peter 118
Heyden, Katharina 60, 72
Hofmann, Paul 77 – 83
Hofmann-Wychgram, Marianne 80
Hofmannsthal, Hugo von 102
Hoheisel, Ingrid 73
Höhne, Steffen 107, 113, 115, 117 – 119
Hoiß, Barbara 68
Horch, Hans Otto 14 f., 17, 64

Itamar, George (Pseudonym von Renate Heuer) 63

Jacobs, Joseph 91 f.
Jaenicke, Anselm 125
Jansen, Peter-Erwin 6, 99

Jaspers, Karl 79, 83
Jay, Martin 99
Jessen, Caroline 65, 97, 109
Johann, Klaus 113, 117
Johnson, Samuel 102
Josephson, Matthew 112
Jost, Isaak Markus 18

Kafka, Franz 16, 74, 115 f., 123, 125
Kahler, Erich von 113
Kant, Immanuel 33, 79
Kastein, Josef 109
Kästner, Erich 103 f.
Kayser, Rudolf 68, 72
Kaznelson, Siegmund 24, 93, 106
Kesten, Hermann 97–105, 110–112
Kestenberg, Leo 36
Kettler, David 98, 104
Keun, Irmgard 100
Kilcher, Andreas B. 7 f., 14 f., 19, 34, 61, 64
Kinne, Michael 86
Kisch, Egon Erwin 100
Kleinbub, Claudia 7
Klemperer, Victor 80 f., 86
Klett, Ernst 102
Klüger, Ruth 84
Knechtel, Anna 116
Knölker, Julia 58
Kohn, Roger S. 71
Kolb, Annette 100
Kolmar, Gertrud 67
König, Christoph 106
Koopmann, Helmut 108 f.
Koppel, Paul 61
Korenke, Hans-Ulrich 47
Koschmal, Walter 126
Kotowski, Elke-Vera 85
Köttelwesch, Clemens 42 f.
Kracauer, Siegfried 6, 99
Kraft, Werner 109
Krahn (Familie von Renate Heuer) 58
Kraus, Arnošt 119
Kraus, Arnošt Vilém 119
Kraus, Karl 59, 74
Krippendorff, Ekkehart 112
Krolop, Kurt 126
Kuchenbuch, David 69
Kühne, Jan 2, 4, 64, 66, 68–70

Lahme, Tilmann 102
Lämmert, Eberhard 42 f.
Landauer, Walter 101
Landshoff, Fritz 111
Lange, Albert de 101
Lasker-Schüler, Else 16, 67–70, 102
Lauer, Gerhard 14
Lehmann, Klaus-Dieter 42 f.
Lehnardt, Andreas 18
Leicht, Reimund 10
Lepper, Marcel 24
Lessing, Gotthold Ephraim 102 f.
Levetzow, Ulrike von 122, 124
Lieb, Felix 83
Liebert, Arthur 82
Liebes, Esther 72
Lindmar, Ruth 55
Lorenz, Matthias N. 84
Lowenthal, Ernst G. 45
Löwenthal, Leo 6, 99
Lucca, Enrico 73
Ludewig, Anna-Dorothea 107
Ludovica, Maria 122
Ludwig, Emil 108
Luhmann, Niklas 25 f.
Lukács, Georg 6
Lüssi, Kathrin 102

Maaser, Michael 58
Malo, Markus 34
Mandelkow, Karl Robert 108
Mann, Golo 102
Mann, Heinrich 102
Mann, Klaus 100–103
Mann, Thomas 82, 102 f., 113
Masaryk, Thomas G. 114 f.
Mehring, Walter 100
Meid, Volker 105 f.
Meinecke, Friedrich 26
Mendelssohn, Moses 11, 14, 17 f., 89, 94
Meyer, Evelyn 98
Meyer, Katrin 94
Meyer, Richard M. 105–108
Miron, Guy 80 f.

Mittelmann, Hanni 61, 66, 69
Mombert, Alfred 67
Morris, Max 105–107
Mosès, Stéphane 107
Mühsam, Paul 109

Němec, Mirek 113
Neunzig, Hans A. 106
Nietzsche, Friedrich 93 f., 108

Overbeck, Franz 94
Overbeck, Ida 94

Petrbok, Václav 118 f., 126
Pfanner, Helmut F. 101
Picard, Jacques 98 f., 125
Pollatschek, Nele 84
Pollock, Benjamin 59
Post, Anna-Maria 108
Proust, Marcel 102

Raabe, Paul 42
Ram, Shmuel 72
Raulff, Ulrich 24
Rauschenbach, Sina 7
Rehm, Walter 79
Reibnitz, Barbara von 94
Reich-Ranicki, Marcel 64, 84
Reichwald, Anika 14
Rilke, Rainer Maria 115, 123, 125
Ritter, Alexander 121
Rolland, Romain 102
Rosenzweig, Franz 59 f., 64, 67 f., 73
Roth, Joseph 100, 102, 114 f.
Rubinstein, Nina 98

Sachs, Nelly 67
Saenger, Gerhart 82
Salus, Hugo 72
Salus, Olga 72
Sauer, August 119
Saur, Klaus Gerhard 58
Schäfer, Peter 14
Schausberger, Julija 68
Schiller, Friedrich 102, 111
Schirrmeister, Sebastian 64, 74
Schlaffer, Heinz 16
Schlawin, Silke 102
Schlechter, Anna Rosa 2, 4, 69 f.
Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst 6
Schlögel, Karl 8
Schlootz, Karin 1–3, 19, 48, 69
Schmidt, Christian 6, 99
Schmidt, Wieland 42 f.
Schneider, Ulrich Johannes 7
Schneider, Vera 113, 117
Schnitzler, Arthur 54
Schoenberner, Franz 101
Scholem, Gershom 10, 13 f., 71 f., 76, 84 f.
Schöne, Albrecht 107
Schreckenberger, Helga 97, 99
Schulte, Christoph 14
Schwarzenberg, Karl 106
Schweppenhäuser, Hermann 10
Seifert, Wolf Christoph 89
Seitz, Erna 42
Seitz, Robert 42
Seri-Levi, Naama 59
Serke, Jürgen 113
Shedletzky, Itta 14
Simmel, Georg 108
Simonis, Annette 108
Später, Jörg 83, 99
Spicker, Friedemann 61
Spiegel, Shalom 14
Spranger, Eduard 80, 112
St Clair, William 89
Steininger, Carl 53
Steinschneider, Moritz 10–15, 20
Steinweis, Alan E. 99
Steizinger, Johannes 107
Stenzel, Abraham Nochem 26
Sternberg, Ursula 42
Stifter, Adalbert 115, 123, 125
Susman, Margarete 61 f., 67
Szondi, Peter 84

Taubes, Jacob 42
Theilhaber, Felix Aaron 26, 54
Tiedemann, Rolf 10
Toller, Toller 100
Trapp, Gerhard 115, 117 f., 121, 126
Traverso, Paola 81
Tucholsky, Kurt 16

Ulbricht, Justus H. 112
Unger, Wilhelm 125
Urzidil, Gertrude 116, 118
Urzidil, Johannes 97–99, 106, 112–127

Valéry, Paul 102
Varnhagen, Rahel 17, 74, 107
Veit-Schlegel, Dorothea 16
Vogt, Annette 34, 37
Vollhardt, Friedrich 7
Volovici, Marc 68
von der Krone, Kerstin 37, 39

Weber, Hendrik 103
Wegmann, Nikolaus 25
Weidner, Daniel 16, 107 f.
Weigel, Sigrid 98
Weil, Gotthold 13
Weissberg, Liliane 8, 17, 85 f.
Welser, Klaus von 42
Weltmann, Lutz 125
Weltsch, Robert 93
Werfel, Franz 115 f., 123
Werle, Dirk 7
Wieland, Christoph Martin 102
Wiese, Christian 9
Wininger, Salomon 88
Winkler, Andreas 101
Wirth, Günter 80
Wisse, Ruth R. 85
Witkowski, Georg 108
Wittbrodt, Andreas 61
Wittler, Kathrin 17
Wohl, Jeanette 49, 58
Wolf, Annette 2, 4, 36, 40
Wolf, Friedrich 54 f.
Wolff, Kurt 115
Wolfskehl, Karl 67
Wölpert, Walter 73
Wunberg, Gotthart 108
Wuthenow, Ralph Rainer 16, 58

Yung, Philipp 88–90

Zepp, Susanne 8
Zimmermann, Erich 43
Zola, Emile 103
Zuckmayer, Carl 125
Zunz, Leopold 13, 18
Zweig, Max 63
Zweig, Stefan 102 f., 105, 110 f.